Glänzendes Elend.

Erster Band.

Glänzendes Elend.

Roman in sechs Büchern

von

Hans Hopfen.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1893.

Erstes Buch.

Das war Herr Dietrich von Rabenegg — ein junger Mann von dreißig Jahren, der schon allerhand in der Welt versucht und getrieben hatte, ohne dabei auf den bewußten grünen Zweig zu kommen — der stand an einem strahlenden Aprilnachmittag am offenen Fenster seines Redactionszimmers und sah von der Ecke des Dönhofsplatzes auf das Gewimmel und Geschiebe der Leipzigerstraße hinab, auf das innerste und eigenste Berlin, auf den Kernpunkt und die Schlagader der Millionenstadt, in der er nun endlich sein Glück machen wollte, ja nach seiner Ueberzeugung sein Glück machen mußte. Es war jetzt wirklich höchste Zeit, die Noth drängte, und das Geld lag — so wurde wenigstens von den Kennern behauptet — das Geld lag auf der Straße.

Er war kein Kenner in Geldsachen, so selbstbewußt er auch vom Gegentheil überzeugt war. Was

hatte er nicht schon Alles unternommen! Aber genauer besehen, hatte er immer Lehrgeld bezahlt — manchmal auch mit dem Gelde der anderen — gewonnen hatte er soviel wie nichts. Doch er war so leicht nicht klein zu kriegen. Und demnächst mußte es kommen. Das war klar, für nichts war er doch nicht in Berlin!

Da lag es zu seinen Füßen, Menschen und Thiere brodelten darin umher wie die Blasen im Sudkessel. Einer schob sich am andern vorüber, der eine geschäftsmäßig hastig, der andere bummelig vergnügt, der wie ein Lastvieh verdrießlich oder auch stumpfsinnig, der wie ein König, die Hände in wohlgefüllten Taschen, mit denen er nur zu fragen schien: was kostet Berlin? mir ist es nicht zu theuer, aber haben muß ich es. Weiber von allen Arten, Weiber in Kitteln und Pantinen, Weiber in Sammet und in Seide, bunte Kopftücher und rothe Spreewälder Röcke, kokette Hütchen und fliegende Fähnchen neuester Mode, französische Hackenschuhe à la Pompadour und die englischen Gigerlkähne, in denen auch die Zierlichgeborne ungeheuerliche Plattfüße hat. Es war zum Staunen, daß das Pflaster nicht rauchte von all den Millionen Tritten der rechts- und linkshinfluthenden Volksmassen, darin nur der blaue Schutzmann hoch zu Roß, regungslos wie die steifbeinige Bronzestatue des alten Ritters vom Stein über ihm, an das

Bleibende im Wechsel, an die staatliche Macht, an den Schutz des Gesetzes gemahnte. Sonst fließt Alles, fließt und fließt und kehrt zurück, eine bewegliche, aber zähe Masse mit eigenem Gesicht, das Volk von Berlin, der Reichshauptstädter in seiner Vielheit.

Und denken, daß dies Gewimmel, diese Millionen gar keinen fröhlicheren Wunsch haben, als sich von einem Mann, einem Namen imponiren zu lassen, ihn auf den Schild zu heben und zu tragen, hoch über allem Volke sichtbar, und ihm Tribut zu zahlen, daß er davon reich werde und es ihm wohl ergehe unter ihnen — es war ein Gedanke, der Dietrich hätte schwindeln machen können, so daß er sich einen Augenblick am Fensterkreuz festhielt, als wollte er wirklich mit geblendeten Augen das Uebergewicht bekommen und kopfüber aus der Redaction der „Neuen Zeitung" auf das Pflaster fallen.

„Nehmen Sie sich in Acht," ließ sich eine lachende, aber nichts weniger als wohlwollende Stimme hinter Dietrich hören. „Nehmen Sie sich in Acht. Man hat Beispiele, daß auch müßiggehende Barone am Sonnenstich verstorben sind."

Der Weltstadtträumer kehrte sich widerwillig um. Der Andere mit der lachenden Stimme fuhr fort: „Lassen Sie doch die Latten herunter. Man riskirt ja sein Augenlicht . . . Hier ein Haufen Correctur, wenn's gefällig wäre, Herr Baron."

Er sagte mit doppeltem Vergnügen bei jeder Gelegenheit das Wort Baron, einerseits um den anderen zu ärgern, dessen immerhin untergeordnete Thätigkeit ihn im schreienden Gegensatz zu seinem alten Namen und den daran geknüpften gesellschaftlichen Ansprüchen zu stehen dünkte, anderseits, weil mit dem Collegen ihm die ganze Redaction geadelt, höhergehoben und er sich selber vornehmer erschien, als da noch Hinz und Kunz neben ihm am selben Strang gezogen hatten.

Siegfried Löwenherz war nichts von alledem, was sein deutungsreicher Name besagte, nicht sieghaft, nicht friedlich, kein Löwe und kein Herz, sondern der richtige moderne Schmock jenseit von Gut und Böse, zu allem geschickt und zu allem zu haben, was einigermaßen mit seinem Berufe, dem „verfehlten", wie er in Deutschland genannt wird, in Zusammenhang gebracht werden konnte, zu allem entschlossen, was die Bedeutung des Blattes fördern, seinen eigenen Einfluß stärken und sein Einkommen vermehren konnte.

Siegfried Löwenherz war nichts weniger als ein schlechter Mensch, obschon er zum miserablen Kerl eine und andere nicht zu verachtende Anlage und Fertigkeit mitbrachte. Auch nannte er sich dem „Baron" gegenüber, trotz seiner modernsten Ueberzeugungen in Kunst, Politik und Ethik, unverfroren einen Idealisten.

Denn er hatte seiner Ueberzeugung Opfer gebracht. Der Baron hingegen wollte nur Carrière machen, emporkommen um jeden Preis, wie Löwenherz sagte, er aber war ein Philosoph, mit seinem nothdürftigen Lebensunterhalt zufrieden, wenn dabei eine sichere Rente für brodlose Zukunft zu ersparen war, und ein Verächter der Menschen, die er weder belehren noch beherrschen, sondern eben pflichtgemäß vom Neuesten unterrichten und ihnen je nach Zeitungszweck und eigener Laune ein Licht oder auch ein Irrlicht aufstecken wollte — denn zuweilen sich über zwanzig- oder dreißigtausend Menschen, will sagen Zeitungsleser, ganz für sich allein, ohne daß es Jemand merkte, lustig zu machen, war das Vergnügen eines überlegenen Kopfes, das man sich ebenso vorsichtig wie selbstzufrieden schon ab und zu einmal gönnen durfte.

Ja wohl, er hatte seiner Ueberzeugung ein Opfer, ein großes Opfer gebracht. Im dritten Jahre seiner Studien war ihm eine hübsche schweizer Gouvernante in den Weg gelaufen. Ein kleines putziges lustiges Jungfräulein, das Broderwerbs halber in einer seinem Elternhause befreundeten Familie pausbackigen Großkaufmannskindern correctes Französisch einquälen sollte. Verwöhnt, wie er von Haus aus war, und seines Urtheils wie seiner Wahl immer und vollkommen sicher, hatte er flugs herausgebracht, daß er

die große Neigung, die beglückende, bestimmende, unbezwingliche Leidenschaft seines Lebens vor sich habe, daß sein Vater Geld genug besitze, um den einzigen Sohn seine Lebensgefährtin nach freier Neigung wählen zu lassen, und daß ein solcher Siegfried wie er für die Tochter armer calvinistischer Pastoren gewiß keine zu verachtende Partie sei. Alice Lenoir sah das alles um so leichter ein, als sie sich in den witzigen kugelrunden Haussohn über Kopf und Ohren verliebt hatte und dieser ihr keine Fallen stellte, sondern sie je eher desto lieber auf das Standesamt zu führen bereit war.

Vater Löwenherz war nicht minder als sein theurer Siegfried der Sohn einer starken Race, zäh, eigenwillig und unbeugsam in Fragen, die keine Scherze zuließen. Und zu diesen Fragen gehörte obenan die Wahl einer Lebensgefährtin, die Wahl einer Schwiegertochter.

Mit unbeugsamer Härte machte er vor dem Abtrünnigen, obschon dieser ein Vierteljahrhundert sein erklärter Liebling gewesen war, die Thüren seines Herzens, seines Hauses und seines Geldschrankes zu; er verlernte seinen Namen und wollte in keiner seiner weiteren Bestimmungen von Jemand daran gemahnt werden, daß er noch einen Sohn draußen auf dem Jahrmarkte des Lebens herumlaufen habe.

Siegfried, aus demselben Holz wie der Alte, wenn

ihm auch vielleicht moderne Pfropfreiser aufgesetzt worden waren, täuschte sich nicht lang über den Ernst väterlicher Entschlüsse. So wenig er sich hatte träumen lassen, daß sein Erzeuger den — leichtsinnigen Schritt also tragisch auffassen würde, nun er den Entschluß des Alten kennen gelernt, wußte er auch, daß dieser unwiderruflich sei und er sich in die so merklich veränderte Lebenslage schicken, sich und den Seinen ein neues Dasein auf neuen Grundlagen schaffen müßte.

Daß von den Brüdern ihm keiner die Wohlthaten des Vaters auf Umwegen zuwenden oder gar den nutzlosen Versuch wagen würde, den Patriarchen umzustimmen, das wußte er.

Er war gar nicht danach geartet, sich aus falscher Sentimentalität ein X für ein U vorzumachen und die Hände in den Schooß der Hoffnung legend zu verderben. Er hielt sich zu großen Dingen und zu einem großen Einkommen berufen. So oder so, früher oder später könnt' es ihm nicht fehlen, meint' er, jetzt aber handelte sich's um das Nächste und Nothwendigste: sich und seinem jungen Weibe — und bald auch wohl einem Kinde den Lebensunterhalt zu verdienen. Also frisch hinein ins Getriebe!

Aber was sollt' er anfangen, das raschen Lohn verhieß?

Auf die Börse gehen . . . das versprach schon

täglichen Gewinn. Allein der Vorsatz verließ ihn schnell, kaum daß er ihn ins Auge gefaßt hatte, sowie er der Magen und der Sippen gedachte, die ihm an den sprudelnden Quellen ihres Erwerbes durchaus nicht hilfreich begegnen würden, und denen auch er nicht Tag für Tag als verlorener Sohn begegnen mochte.

Er gab sich nicht als verloren. Er wollte ihnen das Gegentheil schon beweisen. Wofür hatte er denn seinen Schulsack vollgepfropft und war den weisesten Meistern zu Füßen gesessen mit offenen Ohren!

Aber diese Weisheit rasch in klingende Münze umzusetzen, gab es, nach genauerer Prüfung, für ihn nur einen Weg: die Journalistik, die Tagesschriftstellerei.

So ging er denn diesen Weg. Anfangs kümmerlich und mühsam genug. Raschen Geistes, findig und unverfroren, wie er nun einmal war, konnt' es ihm bei zunehmender Bevölkerung Berlins und dementsprechend wachsendem Zeitungswesen auf die Dauer nicht fehlen. Jedoch die Dauer dehnte sich. Jahre vergingen kümmerlich. Sein Weib kam ihm nicht schöner und er selbst sich nicht einflußreicher vor, je öfter er in die zwei hochgelegenen Hinterstübchen zwischen Morgen- und Abendblatt zu mißmuthigem Schlaf und zwischen Abend- und Morgenblatt zu karger Mahlzeit, nur an Enttäuschungen reicher, zurückkehrte.

Endlich, nach allerhand kleinen Erfolgen und großen Entbehrungen führte ihn ein umsichtiges Geschick einem strebsamen Mann entgegen, der den Namen Gerhart Küntzel zu mancherlei Ehren zu bringen wünschte und in Siegfried das Factotum zu finden meinte, dessen er für seinen Ehrgeiz und sein Selbstgefühl bedurfte. Also ward, wenn nicht sein Glück, so doch eine sichere Stellung und ein ehrbares Auskommen von einem Tag auf den andern für den verlorenen Sohn der Firma Samuel Löwenherz geschaffen.

Gerhart Küntzel war über Mitte der Dreißig, ein ragender Mann, breitschulterig, blondhaarig, blondbärtig, mit klugen aufmerksamen hellen Augen, die jeden Begegnenden von oben bis unten musterten, als fragten sie ihm gleich alles ab, was er sagen, wie was er verschweigen wollte. Rührig und emsig, auf Gewinn und Vergnügen bedacht, war er doch ein tadelloser, ein biederer Mensch von Haus aus, allein er fühlte sich nicht zufrieden weder in der gesellschaftlichen Stellung noch in dem Bildungsgrade, den er von seinen Altvorderen überkommen hatte. Und wie er in seiner Körpergröße den meisten Menschen von oben auf die Köpfe sah, so hoffte er sie dermaleinst auch an Geist und Bedeutung zu überragen, und diese Ueberzeugung ließ ihm keine Ruhe. Den gesunden Sprößling alteingesessener Bauern=

familie, die nach und nach zu nicht gewöhnlichem Wohlstand gediehen war, hatte es bei jungen Jahren schon nach der Reichshauptstadt gezogen. Mit der Zuckerfabrik und der Spritfabrik, die er auf ererbtem Grund und Boden in Flor gebracht hatte, ließ sich in Berlin etwas wie ein Bankgeschäft verbinden. Und als er auch hier bei Eisenbahnverkäufen und Grundstückspeculationen nicht leer ausgegangen war, wollte er im öffentlichen Leben eine Rolle spielen und zu denen gehören, welche man nennt, wenn sich etwas Besonderes in Berlin ereignet.

In gutem Glauben, daß es dazu helfen werde, hatte er eine zeitlang alle Modekrankheiten mitgemacht. Er ward nacheinander Wagnerianer, Schopenhauerianer, Pleinairist, Freibühnist, Ibsenianer, Nitscheaner, Hartmannianer, ohne sich dabei zu beruhigen, zu gefallen; ging aber jeden Sonntag in die Kirche, wählte hochconservativ und hatte nur die eine Sehnsucht, mit den besten Menschen verkehren zu dürfen und eines schönen Tages zu ihnen zu zählen.

Dies anzubahnen versuchte er allerhand.

Als einmal eine conservativ angehauchte Zeitung, die sich im freisinnigen Berlin nicht hatte halten können, zu Verkauf stand, und einer, dem der Verkauf am Herzen lag, ihm zu verstehen gab, daß die Regierung den Untergang des dienstwilligen

Organs nicht gern sehen und ein Opfer, das man für dessen würdige Erhaltung brächte, bei gelegener Zeit wohl zu würdigen wissen werde, biß Gerhart Küntzel in den sauren Apfel der Verführung und erwarb den größten Theil der Actien dieses wenig versprechenden Unternehmens. Fortan trug er den Kopf höher, wie es einem Manne ziemt, der dem Staat einen merkenswerthen Dienst erwiesen hat und der dabei einen wichtigen Factor der öffentlichen Meinung darstellt.

Mit der Wichtigkeit des Factors der öffentlichen Meinung sah es zwar noch etwas zweifelhaft aus. Allein Küntzel hatte mit allerhand Inventar auch den bewußten Doctor Löwenherz gekauft, und dieser witzige, zungenfertige, nichts bewundernde Mensch imponirte ihm anfangs. Er sah in ihm ein mächtiges Genie, das eine Zeitung zu Ansehen und zu Abonnenten bringen mußte. Obschon Siegfried nach den mageren Jahren der Prüfung vor sich selbst nicht viel mehr Respect fühlte als vor anderen und berühmteren Größen, hielt er es doch keineswegs für gerathen, der immer deutlicher zu Tage tretenden guten Meinung seines Eigenthümers zu widersprechen, und so geschah es, daß er binnen Jahresfrist aus einem wenig beachteten Hilfsarbeiter, Gerichts- und Localreporter zum Chef der Redaction avancirte und zum Vertrauten des ehrgeizigen Küntzel.

Anfangs schrieb er die Zeitung zur größeren Hälfte allein. Er improvisirte den Leitartikel und die Kritiken des Feuilletons; er erfand nach kurzem Studium der eingelaufenen Tagespost Correspondenzen aus aller Herren Länder an seinem Schreibtisch und log fabelhafte Criminalfälle und haarsträubende Thatsachen in die locale Chronik hinein, die aber Aufsehen machten, in andere Blätter übergingen und nicht immer dementirt werden mußten. Das Uebrige ward mit einer großen Scheere und zwei oder drei Handlangern der Redaction besorgt, gut oder schlecht, wie's eben kam und vom Chefredacteur überarbeitet wurde mit seiner rastlosen unermüdlichen Feder.

Allein diese Feder war bei all ihrem Fleiß, ihrer Raschheit, ihrer Findigkeit doch nicht die eines Schriftstellers.

Siegfried schrieb sachlich, oberflächlich, witzig, naiv, boshaft, treuherzig, diplomatisch, im Plauderton, im Depeschenstil, voll Kathederweisheit oder wie auf dem Droschkenkutschbock, er schrieb, wie man es brauchte und nicht brauchte, grob und fein, klug und einfältig, philosophisch und populär, aber gut schrieb er nicht. Er konnte Treitschke und Bismarck, Eugen Richter, Karl Marx und Ludwig Börne schreiben, ja er that sich auf dies Nachahmen von Aeußerlichkeiten berühmter Stilisten mehr zu gut als irgend ein Salonkomiker, der Schauspielerstimm-Portraits declamirt,

aber er selbst hatte keinen Stil, wie er keine Ueberzeugung hatte, keine andere Ueberzeugung als die von der allgemeinen Schlechtigkeit der Menschen und der Dinge — seine Schreibweise mit eingerechnet.

Da sich aber Küntzel seine Zeitung etwas kosten ließ und Löwenherz von Natur aus emsig, geschickt und unermüdlich war, so fand man das Neuigkeitenwesen im Blatte nicht übel bestellt. Ein gewisser Ruf der Unparteilichkeit half mit in einer Zeit, die vom Parteigetriebe übersättigt war, das Blatt nahm mit jedem Quartal an Lesern zu, es gehörte bald zu den wenigen, die selbst in Cadettenhäusern und Fräuleinpensionaten gehalten werden durften. Und wenn Küntzel auch noch lange nicht auf seine Kosten kam, so ließ sich doch der Ausfall ertragen und mit Hoffnungen versüßen, die zu erhöhten Anstrengungen lockten.

Bei wachsender Geschäftslast konnte aber selbst der Eifer des emsigen Siegfried den Löwenantheil der täglichen Arbeit nicht mehr allein beschaffen, und er selbst gab dem Eigenthümer die Absicht ein, noch eine selbständige Kraft zu gewinnen, die aber bereits eine gewisse Bedeutung, einen schon gemachten Namen mitbrächte.

Das war nun auch nicht von heut auf morgen, war überhaupt schwer zu bestellen. Die namhaften und großen Schriftsteller Berlins waren keine Jour=

nalisten und die namhaften Journalisten in so festen und einträglichen Stellungen, daß man den Gehalt so reichlich hätte erhöhen müssen, wie es Küntzeln bei der ohnehin mangelnden Rentabilität seiner Zeitung noch nicht einfallen durfte.

Es konnte auch nicht in des stolzen Siegfrieds Absicht liegen, sich einen Kollegen vor die Nase zu setzen, der mit einer gewissen Berechtigung auf ihn herabsah und ihn, trotz aller seiner Verdienste um das Blatt, an die zweite Stelle schob.

Was er brauchte und auch vertragen konnte, war ein talentvoller Mensch, den aber er erst zum richtigen Journalisten auszubilden hatte, der Träger eines klangvollen Namens, den er selber hatte machen helfen, etwas wie eine brauchbare Berühmtheit, die aber doch vom Zeitungswesen noch nicht zu viel verstand, ihren ganzen Ehrgeiz auch nicht in einem Journalerfolg begrenzt sah und darum von ihm abhängig blieb.

Als die Seele des Ganzen wollte sich Siegfried Löwenherz nach wie vor fühlen und bei dem mächtigen Küntzel sollte ihn Niemand ersetzen.

Wie immer, so fand sich auch hier der richtige Mann für die fordernde Lage der Dinge. Daß er gefunden und gewonnen wurde, war natürlich auch eines der vielen Verdienste Siegfrieds.

Da hatten die Berliner wieder einmal einen

dramatischen Heiland entdeckt, wieder einmal einen, auf dessen endliches Erscheinen Shakespeare und Schiller nur wie vorbereitende Verkünder eines Größeren hingewiesen hatten, einen, der drei Monate lang Mode war und erwünschte Gelegenheit bot, zu seiner Ehre alle anderen Mitstrebenden abzukanzeln und abzuschlachten, um ihn nachher sang- und klanglos zu den vielen übrigen ausrangirten Heilanden zu legen, auf die alle einmal Schiller und Shakespeare wie kleinere Vorläufer vorarbeitend hingewiesen hatten, die einige Monate lang in Aller Mund gewesen und dann so gründlich vergessen worden waren, daß man ihre einst verhimmelten Namen kaum mehr in einem Anmerkungswinkel der großen Nekropolis Litteraturgeschichte finden wird.

Das war eben Dietrich von Rabenegg.

Wer es ihm an der Wiege gesungen hätte, daß sein Name dereinst auf einem Theaterzettel prangen sollte, der würde seinen Herrn Vater in ungläubiges Erstaunen versetzt haben.

Die Rabenegger waren in keiner Generation ästhetischer Ansprüche verdächtig gewesen. Es waren schlichte Kriegsleute, gottesfürchtig und dreist, ehrbar und selbstzufrieden, aber ganz ohne jenen nagenden Ehrgeiz, der zu unbefohlenen Thaten drängt und nicht unberühmt sterben will.

Auch der kleine Dietz hatte schlecht und recht seine

kriegerische Laufbahn im Cadettencorps begonnen und war mit neunzehn Jahren als Lieutenant in das von ihm erbetene Ulanenregiment eingetreten.

Das war aber schon ein kleines Abweichen von der bewährten Hausregel, denn die älteren Rabenegger waren, soweit man es in der Familienchronik nachlesen konnte, sammt und sonders Infanteristen gewesen. Der kleine Dietz wollte gleich zu hoch hinaus, und da zur Zeit ein Vetter seiner Mutter jenes Ulanenregiment commandirte, hatte er daran auch eine einleuchtende Ausrede, mit der er es glücklich durchsetzte, daß die Seinigen leichtfertiger Weise dem üppigen Wunsche nachgaben.

Aber es war kein Glück dabei und that auch nicht lange gut, denn Dietrich, dem man schon auf der Cadettenanstalt einen gewissen genialen Zug nachgesagt hatte, kam auf den Einfall, seine bescheidenen Einkünfte durch fleißiges Kartenspiel zu verbessern. Doch der Fleiß allein half ihm nicht zu Gewinn, und da das Glück ihm schamlos den Rücken kehrte, saß er bald unter einer ziemlichen Schuldenlast und zwar unter einer solchen, die keine Fristen zu langsamer Tilgung gestattete.

Es mußte rasch geholfen werden. Der Vater konnte es nicht allein, die Verwandten sahen sich genöthigt beizuspringen. Sie thaten es auch, aber widerwillig und nur unter der Bedingung, daß der

eichtfertige Schuldenmacher sofort den bunten Rock auszöge und sie dadurch ein für allemal der Sorge überhöbe, der Ehre des gemeinsamen Namens so unwillkommene und leider auch so unfruchtbare Opfer zu bringen.

Dietrich wußte nicht, wie ihm geschah. Gestern noch einer der Herrlichen der Erde, hoch zu Roß, mit wallendem Haarbusch und heute das reine Nichts, ein verkrachter Lieutenant mit einer Realschulvorbildung, ohne verwerthbare Kenntnisse, ohne Geld, ohne Aussichten, hilflos auf dem Straßenpflaster.

Nach Amerika! Das ist so der gewöhnliche Ausweg in solcher Lage. Schon gut, dachte Dietrich, aber nur gut für solche, die aus dem Schiffbruch eine schwimmende Planke gerettet haben, breit genug, sie über den großen Ocean zu tragen. Er hätte sich die Kosten der Ueberfahrt erst zusammenborgen müssen, was für ihn, der ohne reiche Bekanntschaft war und den Säckel seiner Rabenegger Sippen erschöpft hatte, nicht viel anderes bedeutete, als zusammenbetteln.

In dieser Halbverzweiflung fiel es ihm ein, daß unter den wenigen Fähigkeiten, die er aus dem schönen Soldatenleben für das bürgerliche Streben mitbrachte, eine sei, mit der er sich wenigstens vorläufig über Wasser halten möchte. Er hatte auf der Schule fast immer die erste Note für den deutschen Aufsatz errungen, und wenn es einmal

galt, bei festlichen Gelegenheiten oder besonderen Veranlassungen eine Rede zu schwenken oder auch ein Gedicht zu verfassen, da verstand es sich immer wie von selbst: das ist Dietrichs Sache, der wird es schon fertig bringen. Und er bracht' es auch immer fertig.

Man nannte ihn einen „verfluchten Schwerenöther", und das freute ihn sehr, allein daß man sich mit solchen Scherzen des Lebens Unterhalt erwerben konnte, daran hatte der jüngste Sproß biederber Rabenegger nicht früher gedacht als in der schweren Stunde, da ihm das Wasser der Bedrängniß bis an die Lippen stieg.

Später auch meinte er noch oft genug an dieser Möglichkeit verzweifeln zu sollen. Die Lehrjahre des jungen Schriftstellers waren hart, kümmerlich und entmuthigend. Dafür machte er eingehende Bekanntschaft mit dem ganzen Litteratenelend, er lernte altbacken Brod und neugeborene Kälber essen und wunderte sich an jedem ersten Tag im Monat, daß er im vorigen nicht verhungert sei.

Und am Ende eines Jahres hatte er sich doch immer durchgearbeitet und sah voll Hoffnung in eine Zukunft, die sich noch immer nicht freundlicher, noch immer nicht nahrhafter für ihn gestalten wollte.

Manchmal freilich ergriff ihn ein Mißmuth, der kaum zu überwinden war. Manchmal meinte er,

das Gescheiteste wär' es gewesen, er hätte an demselben Tag, wo er den geliebten bunten Rock ausziehen gemußt, mittels eines Schusses Pulver den ganzen Menschen mit ausgezogen. Aber sein Vater lebte damals noch, er kümmerte sich nicht viel mehr um den Sohn, er konnt' es nicht, nachdem er zu dessen Ehrenrettung ohnehin Alles und mehr gegeben, als er besessen hatte. Dietrich schämte sich vor dem alten Herrn, als würde er schmählich ein gegebenes Versprechen brechen, wenn er sich vorzeitig aus der Welt und aus allen Verpflichtungen davonstahl und denen, die ihn lieb hatten, noch einen und den schwersten Kummer bereitete.

Uebrigens gestand er sich selbst, er war von Haus aus gar keine selbstmörderische Natur und von der Ueberzeugung durchdrungen, das Sein sei unter allen Umständen dem Nichtsein vorzuziehen.

Aber hart war es zuweilen das Ausdauern, das Streben mit gebundenen Händen und Füßen auf dem dornenvollen Weg in die deutsche Litteratur hinein.

In solch einer Woche der tiefsten Verstimmung, da ihm alle Wege zum Glück verhagelt und versumpft schienen, kam ihm der Einfall, aus seinem Schriftstellerelend ein Theaterstück zu machen, eins nach dem Geschmack der Modernsten, von deren Lehren er sich in der Hungerzeit vollgesogen hatte. Etwas haarsträubend Natürliches, entsetzlich Alltägliches.

Er dachte bis dahin von seinen dichterischen Fähigkeiten so bescheiden, wie irgend ein vom Pferd gefallener Reitersmann, aber so ein Ding, das eigentlich keinen Anfang und keinen Schluß hatte, keine innere Gliederung der Handlung, keine Kunstform und keine sorgfältig gewählte und gedrillte Sprache, das dacht' er zur Noth leisten zu können. Jedenfalls war es den Versuch werth, da andere Versuche der Mühen auch nicht sonderlich lohnten. Und als er erst so weit mit seinem Entschlusse war, da hatte ihn auch der Komödienteufel schon beim Schopf und ließ ihn nicht mehr los und flößte ihm mit dem Eifer das Vertrauen zu seinem Schaffen ein.

Ei der Tausend, er hatte so viel dummes Zeug über die Dramen Anderer in die Blätter geschrieben, daß er glaubte, nun auch selber ein Theaterstück schreiben zu können, und zwar ein vortreffliches, das die Fehler, die er mit Recht oder Unrecht seinen Mitstrebenden aufgemuzt hatte, glorreich vermeiden sollte.

Er griff ein Halbdutzend ausgeprägter Charakterköpfe aus seiner Bekanntschaft heraus, brachte sie in wirksame Gegensätze und fing an, ohne viel Grübeln über die Gesetze der Kunst und die Bedürfnisse des Theaters eine Schilderung verkommener Genies in elenden Verhältnissen zu geben, die er abbrach, sobald er sich an den Zeilen auszählen konnte, daß die Dauer eines Bühnenabends überschritten sei.

Etwas Mord und Todschlag ergab sich an diesem Ende wie von selbst; unwillkürlich war doch Einiges vom oftgesehenen „alten Spiel“ in seine Instincte regelnd eingeflossen, was seiner Improvisation dramatische Form gab; ein natürliches Geschick, die Menschenbeobachtung plastisch wiederzugeben und seine Figuren lebhaft reden zu lassen, wuchs während der Arbeit zu einer bewußten Kunstfertigkeit in ihm. Und so war eines Tags ein Drama fertig, davon sein Verfasser überzeugt war, es werde den Weg über alle deutschen Bühnen machen, so weit sich dieselben nicht der modernsten Entwickelung ebenso boshaft wie hartnäckig verschlossen.

Dies schienen nun freilich die meisten Theater zu sein, denn von dem schönen Stück des jungen Herrn von Rabenegg wollte keins etwas wissen, bis einer der rohesten Praktiker, der in der Reichshauptstadt eine Bühne mit wenig Geschmack, aber um so größerem Glück leitete, unter vielen anderen guten und schlechten Komödien auch diese zur Aufführung annahm, weil er von der Ansicht ausging, man sollte den Concurrenten so wenig wie möglich aufführbares Material übrig lassen; aufzuführen brauchte man von den angenommenen Stücken ja doch nur die, von denen man sich einen Kassenerfolg vorhersagte, und auch von letzteren zunächst nur diejenigen, welche nicht ohne contractliche Verpflich-

tungen auf einen bestimmten Premierentag zu haben waren.

Rabenegg hatte solche Ansprüche nicht ins Gefecht führen dürfen. Er war schon froh, als er die überraschende Nachricht erhielt, sein Stück wäre wirklich angenommen. Und so konnte diese Freude sich allmälig verkühlen, denn es währte bis ins dritte Jahr hinein, daß jener Bühnenleiter erst geärgert, dann gereizt durch den blühenden theoretischen Unsinn, den die modernsten Kritiker über das deutsche Theater ergossen, auf den Einfall gedrängt wurde, es mit dem „verrückten Stück des verkrachten Lieutenants“ zu wagen.

Während der Proben bedauerte der Director seinen voreiligen Entschluß so empfindlich und nachdrücklich, daß Dietrich, der nun die Welt des schönen Scheines von einer ganz anderen Seite kennen lernte, mehr als einmal daran war, dem gebietenden Grobian, der seiner Laune rücksichtslos alle Zügel schießen ließ, den Contract vor die Füße und das Soufflirbuch seines Stückes ins Wasser zu werfen. Aber was that die Spree mit einem Bühnenmanuscript, und in ihm bäumte sich der Trotz auf, wie köstlich die Rache wäre, wenn sein Stück, dem Wütherich zum Verdruß, nun doch gefiele.

Der Wütherich that zu diesem Ende das Seine, wenn auch mit Fluchen und Seufzen. Er strich in

dem Manuscript herum und änderte Scenen und Reden, daß Dietrich fürchtete, keine Figur würde in ihren Umrissen bestehen und keine Antwort bei ihrer Frage bleiben. Er verekelte ihm sein eigenes Werk, das der Autor nicht wiederzukennen versicherte. Und angefeuert durch die feindselige Energie des Directors fingen nun auch die Schauspieler an zu mäkeln und zu kritteln und sich den Text nach ihrer Einsicht und Natur zurechtzulegen. Einer bestand sogar darauf, einen selbstgemachten Witz einzuflechten ... Dietrich wollte sich die Haare ausraufen und seinen Namen gar nicht auf dem Theaterzettel sehen, denn was ging ihn die von allen Händen verpfuschte Arbeit noch an, die auf den Proben viel zu viel vom „alten Spiel“ des gewohnten Theaterschablonenschlendrians in sich hatte aufnehmen müssen.

Diese bitter aufwallende Empfindung hinderte nicht, daß er am Tage der ersten Aufführung doch vor allen Anschlagsäulen stehen blieb und sich den in fetten Lettern herableuchtenden Tauf- und Vatersnamen mit einer Genauigkeit betrachtete, als hätt' er beide nie vordem gesehen.

Glänzendes Elend,
Komödie in drei Akten von Dietrich von Rabenegg.

Es stand wirklich an allen Ecken und Enden zu lesen. Die Berliner reckten die Hälse etwas einseitig

aus den steifleinenen Hemdkragen, um die neuen Titel und Namen zu entziffern, die ihnen noch nicht geläufig waren, und machten ihre Bemerkungen darüber.

Er that, als sei er auch so einer, trat hinzu und spitzte die Ohren.

„Dietrich von Rabenegg?" näselte der nächste Nachbar, „hast Du von dem je was gehört?"

„Wahrscheinlich ein Anfänger," orakelte der Gefragte, „jedenfalls ein Pseudonym."

„I wo!" warf ein Dritter dazwischen, der die anderen gar nicht kannte, „det wird wohl der geschundene Raubritter sind, der nu unter die neuste Richtung fors Thiater schreiben dhut."

Lachend gingen sie ihrer Wege. Dietrich guckte ihnen verwundert nach. Beinah wäre er ihnen ins Wort gefallen und hätte sie belehrt ... Anfänger ... das war ja richtig. Aber Pseudonym? Ein Rabenegg Pseudonym?! ... War diesen Ignoranten die Kriegsgeschichte ihres Vaterlandes so unbekannt?

Da standen schon wieder zwei Bühnenfreunde hinter ihm und der eine rief: „Ach Herrje, schon wieder 'ne Première! Den Durchfall wollen wir uns mitansehen, was?"

„Glänzendes Elend?" antwortete der Kumpan hinter Dietrichs Rücken. „Das is wieder so 'ne Jammergeschichte mit Rührung und Moral und

sociale Fragerei. Gott soll hüten! Ich gehe principiell nur noch in Opern und Lustspiele oder Possen. Principiell! Elends hab' ich mir schon im wirklichen Leben genug, glänzendes und anderes. Im Theater will ich mich amüsiren."

„Aber das werden wir ja. Das Ding heißt ja eine Komödie."

„Warum Komödie?" versetzte der erste. „Warum nicht offen und ehrlich Lustspiel oder Schwank oder so was, wenn's überhaupt zum Lachen ist? Ne, Männeken, das ist 'n Reinfall. Warten wir ab, was Tante Voß dazu sagen wird, und gehen wir heute Abend zu Renzen."

Damit trollten sie lachend davon. Der Dichter sah auch ihnen staunend nach. Das also war das Publicum, dafür man dichtete und trachtete, das Publicum, das grundsätzlich nur Spaß nach des Tages Mühen genießen und den Ernst aus der Kunst hinausgejagt haben wollte ein für alle Mal. Und es war das beste Publicum. Der eine der lachenden Herren, der eben das Princip ausgesprochen hatte, trug des Kaisers zweifarbigen Tuchrock . . . der andere mit zu kurzem gelbem Ueberzieher und zu hohem schwarzem Cylinder, im Gigerlschritt neben ihm, war sicher auch nicht von schlechten Eltern . . . Und diese Ansichten über die holde Kunst!

Je nun, wenn sie nur um zu lachen kamen, dann

fielen sie in der That hinein auf „Glänzendes Elend". Das war eine ernste Sache — freilich ohne alle Sentimentalität gesehen ... Das schon. Aber ... warum hatte er auch die herbe Geschichte Komödie getauft? Das war auch so eine von den vermaledeiten Concessionen, die ihm die Theaterleute abgerungen hatten, wenn sein Stück überhaupt das Lampenlicht sehen sollte. Ein Lustspiel war es nicht, ein Trauer- oder Schauspiel so eigentlich auch nicht. Er wollte es einfach: Bühnenspiel oder Theaterstück oder dramatische Prosa nennen, aber da standen dem Director und dem Cassirer gleich alle Haare zu Berge. Das Publicum mußte schon vom Zettel ablesen können, was für einer Gattung der zu erwartende Genuß angehörte, der ernsten oder der heiteren. Und da der Autor dies eigentlich selbst nicht wußte, gab er ihm den unbestimmten Namen Komödie. Die Franzosen nannten ja ihre Theaterstücke auch comédie, gleichviel ob sie zum Weinen oder zum Lachen herausforderten. So wählte auch er den vermeintlich neutralen Namen, der weder das eine noch das andere sagen sollte. Allein das deutsche Publicum verstand diese Feinheit nicht und versprach sich unter einer „Komödie" alleweil etwas zum Lachen. Das mochte schön ausfallen, wenn sie es nicht fanden!

Er hätte eben keine Concessionen machen sollen dem verwünschten alten Schlendrian des Bühnengewerbes!

dachte Dietrich im Weiterschreiten. Auch die Eintheilung in drei Akte war ihm aufgezwungen worden, so heftig er sich dagegen gesträubt hatte ... Wollte er nicht ein Bild des Lebens geben? des wirklichen Lebens? War das Leben in Akte eingetheilt, in drei oder vier oder fünf, dazwischen man verschnaufen und von anderen Dingen reden und ein Glas Bier trinken, eine Cigarette rauchen konnte, ehe man zum Schicksal sagte: so, nun wollen wir wieder weiter machen, wenn es gefällig wäre?

Der hämische Lümmel von Theaterdirector hatte die Stirne zu behaupten: ja, das Leben theilte sich so ab, nur in noch viel mehr Akte, von denen die meisten aber einem theilnehmenden Zuschauer kein Interesse abgewönnen, indem sie zur Quintessenz eines Charakterschicksals nichts Wesentliches beitrügen, und nur jene Quintessenz, jenes in drei, vier oder fünf Akte verdichtete Dasein eines Menschen wäre der allgemeinen Kenntniß, der allgemeinen Theilnahme werth; und eben dieses Auswählen des Wichtigen, Ausscheiden des Gleichgiltigen, Zusammendrängen, Zusammendrücken und Formen des Charakteristischen zu einem Kunstwerk der Anschaulichkeit, das wäre die Aufgabe des Künstlers, dies Compactmachen des im wirklichen Leben zerstreut Geschehenen und Gesehenen, dies Verdichten sei eben das Dichten, von dem die Leute, die so hießen, den Namen Dichter trügen.

Sein Stück habe doch auch einen Anfang und ein Ende, was das Leben nicht habe, es habe sogar eine dem sogenannten Theaterabend auf Minuten entsprechende Länge, entwickele also eine Form, eine Kunstform, so gut wie ein viereckig Stück Leinwand, ein abgegrenztes Bild und ein auf einem Sockel stehender Kopf mit Hals und abgeschnittenem Bruststück, wie ihn in diesem Abschnitt das Leben niemals zeige, eine Büste sein wolle . . . Und mit solchen Redensarten aus der Rumpelkammer der alten Schule glaubte der rohe Praktiker, dessen ganze Kunst nur darauf hinaus lief, dem dummen Publicum das Geld aus der Tasche zu ziehen, ihn zu verblüffen, ihn, der . . .

Beinahe hätte jetzt Dietrich gesagt: ihn, der einem Ideal in der Kunst nachging. Aber nein davor sei Gott! Von einem Ideal, von solchem selbstgemachten Götzen sollte bei Leibe nicht die Rede sein. Sagen wir: von einem Princip! . . . Aber war ein Princip nicht auch so etwas wie ein Ideal? ein Ideencomposit, das man durch seine Thatkraft nach Möglichkeit zu verwirklichen strebte? Also sagen wir: ihn, der der Natur nachging, nur der Natur! Aber das war eben sein Princip, das er starrsinnig, mit einer gewissen pfäffischen Ausschließlichkeit angebetet wissen wollte . . . „Sein Ideal, also!" sagte der Theaterdirector.

Dieser hätte lang schwatzen können, ohne mit seinen Redensarten den geringsten Eindruck auf Dietrich zu machen, der in den dunklen Styx naturalistischer Kunstanschauungen getaucht, gehärtet und unverwundbar geworden war. Nur daß keinem Achilles die Ferse fehlt, und an der seinen wußte ihn der elende Prakticus zu kitzeln. Wenn der Autor nicht nachgab, so mußte er sein Stück auf dem Monde aufführen und sich von Mondkälbern Tantièmen bezahlen lassen. Oh, daß man auf dieser Welt mithelfender Kräfte zur Verwirklichung alles geistigen Thuns bedurfte, daß man gar Tantièmen von Nöthen hatte, es war arg . . . aber es war die Wirklichkeit. Und darum gab Dietrich nach, theilte sein Stück in drei Akte, taufte es Komödie, ließ sich Zugeständnisse über Zugeständnisse abringen und war am Tage der ersten Aufführung schon so weich von Entschlüssen, daß er auf Verlangen den Bösewicht wahrhaftig einen schlechten Kerl geheißen, und das unschuldige Mädchen nicht wie eine Dirne hätte verkommen lassen, wenn es der Director oder ein breitspuriger Schauspieler von ihm verlangt hätte.

Nun, es blieb immerhin noch des Naturalistischen, des keck aus dem Leben Gegriffenen, des unverhüllt Gesehenen und unverblümt Ausgesprochenen genug übrig; vollendet ist ja Nichts und Niemand hienieden, und seine Freunde, die von der strengsten natura-

listischen Observanz — und die meisten der jüngeren Kritiker in den Tagesblättern gehörten, eingeschworen oder zugeneigt, diesem Orden an — die wußten aus unzähligen Gesprächen im „Café Kaiserhof" genau, wie er es meinte, was er für Principien verwirklichen wollte mit Feder und Bühne, und wie er gegen die Schablone gekämpft hatte.

O ja, sie wußten es, und weil sie es wußten und ihn für einen der Ihrigen erkannten, der mit hochentrolltem Banner in den Streit zog, bliesen sie mit vollen Backen in die Trompeten. Die wichtigsten Blätter brachten schon vor der ersten Aufführung günstige Notizen, die von dem Werk und dem Verfasser so interessante Neuigkeiten ausplauderten, daß am Abend das Haus sich mit Schaulustigen füllte und für laute Resonanz eines guten Eindruckes gesorgt war.

Der Eindruck war auch ein guter, wenigstens auf die Freunde der Modernen. Und wenn diese nicht die Mehrzahl gewesen sein sollten, so waren sie jedenfalls die lautesten und die eifrigsten unter den Anwesenden. Besonders, als nach dem ersten Akt das eigentliche Publicum der Kunst-Bourgeois, der Theater-Philister, sich den Anschein gab, als gefiele ihm das Stück nicht, und die ersten Beifallskundgebungen der Freunde mit unzweifelhaftem Zischen zurückwies, da erhob die überzeugungstreue Jugend ein so anhal-

tendes, so siegreiches Bravoschreien und Händeklatschen, daß der Verfasser mehr als einmal vor dem Vorhang erscheinen und, von der Last des Beifalls schier überwältigt, die dankende Rechte an sein gerührtes Herz legen durfte.

Dietrich sah gut aus, wie er so mit glückstrahlendem Gesicht, die schlanke Figur in einen eng anliegenden schwarzen Rock geknöpft, in sicherem Lieutenantsschritt an die Lampen trat und sich vor den klatschenden Händen und Händchen, die hinter dem Dunst der Rampenlichter sich zu ihm emporreckten, ritterlich verneigte.

Er scheint noch sehr jung, sagten die Damen. Ein hübscher Bursch, sagten die Herren. Und dann erzählte man sich in den Zwischenakten mit Lügen gesprenkelte Geschichten über seine früh unterbrochene Soldatenlaufbahn, von der eigentlich gar nicht viel zu erzählen war.

Ob das Stück gut oder schlecht, darüber wurde viel gestritten; nur daß es ein vielversprechendes Werk wäre, darüber war man besonders in Anbetracht der Jugend des Verfassers einig, bis auf etliche alte Theaterbesucher, die hartnäckig behaupteten, was langweilig sei, sei niemals gut in der Kunst. Solche Ketzer fertigte aber der Kritiker der „Vossischen Zeitung“ schön ab, indem er den Ignoranten versicherte, eine so lebendige Sprache wie im

„Glänzenden Elend" sei seit dem Musicus Miller auf der deutschen Bühne nicht wieder gehört worden. Rein wie von der Straße, ja wie im Zuchthaus aufgelesen. Wer sich langweilte, der gehörte gar nicht in das Theater.

Da diese Weisheit auch am andern Morgen in dem tonangebenden Organ deutlich und ausführlich zu lesen stand und von den anderen Blättern mehr oder minder enthusiastisch wiederholt wurde, so blieb „Glänzendes Elend" ein paar Wochen lang der Magnet für alle Theaterliebhaber Berlins und Rabenegg's über Nacht berühmt gewordener Name auf allen Lippen.

Das eigentliche Publicum langweilte sich zwar stellenweise noch immer, es fand die Charaktere craß, die Sprache ordinär, den Abschluß nicht interessant genug und die Behandlung undramatisch. Manche beklagten sich in den Zwischenakten laut, daß ihr Leiborgan, die „Vossische Zeitung", sie mit ihrem Lob auf den Leim gelockt habe, es wurde sogar nach jedem Aktschluß bei allen Wiederholungen weit mehr gezischt und weit weniger geklatscht als das erste Mal. Aber das Stück war nun einmal Mode, alle Leute, die die „Vossische Zeitung" lasen, und das waren sieben Achtel des theaterliebenden Publicums, sprachen davon. Darum mußte man es gesehen haben, wenn man mitreden wollte. Und so füllte sich das Haus

jeden Abend, wenn das neue Stück gegeben wurde, von dem Niemand begriff, warum es Komödie hieß.

Doch das sind Dinge, darüber man sich nur in der ersten Woche den Kopf zerbricht. Später nimmt man sie unbekrittelt hin, denn man muß die Neuigkeit eben gesehen haben so, wie sie ist und heißt.

Auch Dietrich gewöhnte sich merkwürdig rasch daran, ein gefeierter Schriftsteller zu sein und jede Woche dreimal beklatscht und angezischt zu werden. Nur daß die zwei schlechten Witze, welche der Charakterkomiker des Hauses in seinen Text hineinimprovisirt hatte, jedesmal stürmisch belacht wurden, daran gewöhnte er sich schwer.

Nach und nach ging es aber auch damit, und er schmunzelte jedesmal schon eine Minute vorher, ehe der lustige Schauspieler seinen Mund zu der eigenthümlichen Bemerkung spitzte. Von dem unbarmherzigen Director, über den er sich so fürchterlich geärgert hatte, sprach er jetzt nur mit dankbarer Anerkennung. Lieber Himmel, jede Kunst hat ihr Handwerk in sich, das eben gelernt sein will. Der Außenstehende aber kann es mit aller Theorie nicht lernen, wie man auch Fechten und Reiten nicht bloß durch Handbücher, und wären es die vorzüglichsten, und wie man das Schwimmen nur im Wasser lernen kann.

Ja, er schwärmte gewissermaßen für den klugen Prakticus bis zu dem Augenblick, wo dieser — es

geschah in der sechsten Woche nach der ersten Vorstellung — die Komödie vom Repertoire absetzte und mit dem Finger auf den Zahlen seiner Kassenausweise sich außer Stand erklärte, das keine guten Einnahmen mehr erzielende Stück noch länger auf dem Spielplan zu erhalten. Die Neugierde habe sich satt gesehen, die Zugkraft sei erschöpft, und genauer betrachtet — die „Vossische Zeitung" in allen Ehren — aber das Stück sei wirklich langweilig, sagte der kluge Prakticus, sagte es, ohne mit der Wimper zu zucken, und fügte nicht einmal hinzu, daß er einen neuen Versuch des so jählings in Mode gekommenen Theaterdichters allzeit mit offenen Armen aufnehmen werde.

Unterdessen hatte aber der plötzliche Ruhm für Dietrich von Rabenegg doch allerhand Erfreuliches im Gefolge gehabt. Die Tantièmen waren ihm besonders in den ersten drei Wochen ziemlich ergiebig in die sonst so leere Tasche geflossen, und um seine Gunst oder doch seine nähere Bekanntschaft bewarb sich manch interessante Creatur, die er ohne „Glänzendes Elend" nie zu Gesicht bekommen hätte.

So hatte sich auch die „Neue Zeitung", bei der er früher immer vergebens angeklopft, von freien Stücken an ihn gewandt, seine Mitarbeit unter günstigen Honorarbedingungen erbeten und ihm schließlich die Redaction des Feuilletons angetragen.

Dietrich hatte sich anfangs dem stolzen Bewußtsein hingeben wollen, daß er als gemachter Bühnenschriftsteller, als Dichter von Ruf und üppigen Tantièmen für die zünftige Journalarbeit doch zu gut sei, wie aber mit der vierten Woche die Honorarausweise sich so seltsam veränderten und die Tantièmen in der fünften Woche nur mehr dünnflüssig tröpfelten und in der sechsten versiegten, da war über sein dem praktischen Leben nicht abgewandtes Nachdenken eine seltsame Erleuchtung gekommen, und in dieser fand er den kürzesten Weg in die Redaction auf dem Dönhofsplatz, wo ihn Löwenherz und Küntzel, die vom Abnehmen der Volksgunst und vom Schwinden der Neugier noch kaum die richtige Witterung hatten, mit offenbarer Freude willkommen hießen und nach kurzen Unterhandlungen ihm eine lange Papierscheere und einen an einem Ende blau, am andern Ende roth streichenden Stift, als die sichtbaren Zeichen seiner Bestallung, in die Hände drückten.

Es war gerade keine glänzende Stellung, die ihm die „Neue Zeitung“ zu bieten hatte, besonders für einen vielgenannten Liebling des Publicums keine glänzende Stellung. Allein für einen einsamen Junggesellen ausreichend. Und wenn er gar seine Lage vor dem Erfolg des „Glänzenden Elends“ mit der jetzigen verglich, so vergingen ihm alle unzufriedenen Gedanken. Er hatte sein sicheres tägliches Brod und

mehr als Brod, wenn ihm auch die tägliche Arbeit nicht gefiel, wenn er sich auch für etwas Besseres geschaffen achtete und der anspruchsvolle breitspurige Siegfried Löwenherz weder ein bequemer Herr noch ein behaglicher Pultnachbar war.

Drei Wochen vor seinem „großen Bühnenerfolg“ wäre ihm eine solche, ja eine noch geringere Stellung bei dem immerhin einflußreichen Blatt als der Gipfel seiner Wünsche erschienen. Was hatte sich denn so viel geändert, daß er sie jetzt zuweilen unleidlich fand? Er war von einem Haufen stürmischer Jünglinge etliche Mal vor den Souffleurkasten gerufen worden und hatte seinen Namen einige Wochen lang auf den Littfaßsäulen lesen können. Und deshalb sich zu etwas Großem, etwas Außerordentlichem berufen glauben? War es nicht lächerlich?

Und doch! Wie er sich's auch verwehren und verleiden wollte, wenn die Frühlingssonne in seinen Redactionskäfig schien, dann schwärmten seine Gedanken zu höheren Flügen aus. Und wenn ihm die Buchstaben auf den langweiligen Druckbogen vor den müden Augen zu tanzen anfingen, dann sprang er hie und da doch einmal vom Drehbock auf und trat ans Fenster und sah hinunter auf das wimmelnde Berlin, wo das Geld auf der Straße liegen sollte und wo er doch noch sein Glück machen wollte, ein besseres, seines Namens

würdigeres Glück, als ihm bisher beschieden worden war . . .

„Sie taugen eben nicht zum Journalisten,“ sagte der College Löwenherz über seine schreibende Feder weg, als er wieder einmal den bereits bekannten Seufzer des Barons am offenen Fenster vernahm. „Nein, Sie sind kein richtiger Journalist, wenn es für Sie überhaupt noch etwas Höheres, etwas Schöneres, etwas Erstrebenswertheres gibt, als eben ein Journal schreiben und redigiren, sich über alles eine eigene Meinung bilden, über alles seine eigene Meinung vor allem Volk aussprechen und der öffentlichen Meinung vorschreiben: das ist das Richtige, das ist das Falsche, nun folge meinen Gedanken.“

„Lassen Sie mich doch mit Ihrer Gedankenfabrik zufrieden,“ sagte Dietrich, der wieder an den Schreibtisch zurückgekehrt war und die neu angekommenen Druckbogen seines jüngsten Feuilletons unter die Feder schob. „Wir wissen doch, wie diese sogenannten eigenen Gedanken gemacht werden. Mit Scheere und mit Stift . . . Mein Gott, ich will Ihnen ja Ihren Beruf nicht verekeln . . .“

„Haha,“ lachte Löwenherz herausfordernd dazwischen, ohne im Schreiben innezuhalten. Und der Andere fuhr fort:

„Ich schätz' ihn selber hoch, den Beruf . . . Aber, nichts für ungut, ich kann mir doch noch etwas

Höheres denken . . . Ich war nicht zu diesem Berufe geboren."

„Wissen Sie, wozu Sie geboren waren?" sagte nun Siegfried Löwenherz, indem er die stumpfgeschriebene Feder in den Tisch warf und nach einer neuen griff, „Sie waren dazu geboren, blanke Metallknöpfe auf Ihrem Rock zu tragen, eine Fuchsstute zwischen Ihre Schenkel zu klemmen, etliche Bauernlümmel durch die Nase anzuschreien und zur Erholung von diesen Strapazen unbezahlten Sect zu trinken. Ist des Schweißes der Edlen werth!"

„Ich darf Sie bitten, lieber Doctor," entgegnete Dietrich nicht eben unfreundlich, aber sehr bestimmt, „den schönen Stand, dem ich früher anzugehören die Ehre hatte, nicht zu verunglimpfen."

„Fällt mir nicht ein!" rief der Chefredacteur, schon wieder die Feder eintunkend und hurtig darauflos schreibend. „Das Gescheiteste wird überhaupt sein, wir legen uns bis auf Weiteres Silentium auf, sonst wird mein Leitartikel zu spät und ihre Correctur überhaupt niemals fertig. Also Trappistenstille, wenn's gefällig wäre, Herr Baron."

Man hörte nun eine Zeit lang nichts weiter als das Schaben und Kratzen der Stahlfedern auf dem Papier und ab und zu das Zuklappen eines Buches, das Siegfried Löwenherz bei seiner Arbeit nachschlagend zu Rathe zog. Keiner von beiden hob aus

seinen Papieren das Angesicht heraus. Und die lautlos zwischen ihnen an der Wand hängende Uhr schien aus ihrem Glaskasten bald auf den einen, bald auf den andern mit dem hin und her schwingenden Pendel zu weisen, als wollte sie sagen: Seht, so wird eine Zeitung gemacht, so wird ordentlich gearbeitet.

Nach einer Stunde oder mehr legte Löwenherz die Feder hin, häufelte die vollgeschriebenen Blätter in seinen Händen zusammen und, sich in den Stuhl zurücklehnend, sprach er, als ob die Unterhaltung in all' der Zeit gar nicht abgerissen wäre:

„Wissen Sie, Baron, wozu Sie eigentlich geboren wären, wie kaum ein anderer?"

Der Angeredete brauchte denn doch ein paar Secunden, um aus der Arbeit, in die er vertieft war, aufzutauchen und den abgerissenen Faden des vor siebenzig oder achtzig Minuten abgebrochenen Gesprächs wieder aufzugreifen. „Wie meinen Sie?" sagte er dann.

„Ich meine," fuhr Löwenherz fort und klopfte mit den zusammengelegten Bogen zwischen den ausgespreizten Daumen und Zeigefinger der linken Hand hinein, als gäb' er damit seinen Worten besonderen Nachdruck: „Ich meine, Sie sollten eine gute Partie machen."

„Oho!" rief der Rabenegger aus und warf einen

halb lachenden, halb mißtrauischen Blick auf den Nachbar, als fürchtete er, dieser habe bereits ein heirathslustiges Mädchen in der Tasche und werde es gleich aus dem Busen ziehen und ihm hinüberreichen. „Wollen Sie sich an mir Armen einen Kuppelpelz verdienen?"

„Reden Sie keinen Unsinn," schnitt Löwenherz die Worte des Andern ab. „Ich will Niemand verkuppeln. Sie wissen, wie ich von der Ehe denke und daß nur die freie Wahl liebender Herzen das wahre Glück bringt. Ich habe dieser meiner Ueberzeugung Opfer gebracht, große Opfer. Das wissen Sie. Daß ich überdies nicht der Mann bin, einem meiner Collegen einen unwürdigen Streich zuzutrauen, das versteht sich wohl von selbst . . ."

„Gewiß, gewiß!" versetzte Dietrich, während er einen dicken Strich in sein Manuscript machte und dabei dachte: der wackere Siegfried legt sich heut' pathetisch aus, wo er nur hinaus will?

Und dieser fuhr fort, als ob er die stummen Gedanken recht wohl gehört und verstanden hätte: „Sie wundern sich, daß ich während meines Leitartikels auch über Ihre Privatangelegenheiten nachzudenken mich beflissen habe. Aber man kann recht gut an zweierlei Sachen zu gleicher Zeit fördersam denken . . . Oder können Sie das nicht? . . . Nun, ich liebe es, Gerechtigkeit zu üben, und in diesem Streben sagt'

ich mir: du hast dem jungen Herrn von Rabenegg Unrecht gethan. Es ist nichts natürlicher, als daß ein Mensch mit seinem Talent, seiner Vergangenheit, seinem Namen, seinen Gewohnheiten sich aus dieser kahlen Stube heraussehnt und einen anderen Wirkungskreis, eine andere Lebensstellung erhofft. Mir könnte man ein Ministerportefeuille bieten, ich würde es vorziehen, meine Zeitung zu redigiren. Aber jedes Ding hat zwei Seiten, auch der Fall Rabenegg. Betrachten wir ihn einmal von der anderen Seite."

Er hatte, während er so sprach, auf den Knopf einer elektrischen Klingel gedrückt, und als nun der dadurch herbeigerufene Redactionsdiener eintrat, reichte er ihm, was er geschrieben, mit den Worten hin: „In die Druckerei! Es hat Eile."

Auch Dietrich hatte dem Diener einen Haufen Papierstreifen zu übergeben. Sowie die beiden Redacteure wieder allein waren, fuhr der ältere fort:

„Wenn ich Ihren Namen, Ihren Ehrgeiz hätte, lieber College, ich würde Alles daransetzen, in den Staatsdienst zu treten. Verwahren Sie sich nicht! Keine falsche Bescheidenheit! Glauben Sie mir, in der Wilhelmstraße wird auch mit Wasser gekocht. Sie haben einen guten Kopf, haben trotz Ihrer Poesie einen gesunden Menschenverstand, sprechen etliche Sprachen und Ihr Stil ist nun journalistisch gedrillt, zu Raschheit und Gewandheit erzogen. Das müßte

doch mit dem Teufel zugehen, wenn Sie bei alledem und Ihrem turnierfähigen Namen dazu nicht auf dem Weg durch das auswärtige Amt zu einem Consulat, ja vielleicht noch zu einem höheren Posten gelangten."

„Träume, Schäume!" warf Rabenegg melancholischen Tons dazwischen. „Bei all' dem, was ich habe, fehlt mir zu einer diplomatischen Laufbahn doch das Allernothwendigste."

„Es fehlt Ihnen nur das viele Geld."

„Ja, wahrlich, es fehlt mir. Und manchmal recht empfindlich."

„Anfänger, der Sie sind! Nichts ist leichter zu beschaffen als Geld!"

„Und das sagen Sie?"

„Von mir ist ein für allemal nicht die Rede!" rief Löwenherz barsch, und wie drohend erhoben sich die zwei langen Spitzen der chefredactionellen Papierscheere, mit der er, ohne im Reden innezuhalten, einen Stoß fremder Zeitungen bearbeitete. „Es handelt sich, wie bereits gesagt, um den Fall Rabenegg, von der anderen Seite gesehen."

„Nun, und was sehen Sie da?"

„Einen bildhübschen Kerl mit Cavaliersgewohnheiten und hohen Ansprüchen, der widerwillig auf einem Redactionsbock hockt und in unbefriedigtem Ehrgeiz und Lebensdurst verschmachtet, während es in

Berlin gewiß, gelinde gerechnet, eintausend Jungfrauen gibt, von denen jede sich ein Vergnügen daraus machen wird, ihm gegen seine Hand, sein Herz und sein Wappen dasjenige Vermögen zuzutragen, welches er zum Erlangen seiner Zwecke von Nöthen hat."

Rabenegg fand diese Art von Pläneschmieden nicht nach seinem Geschmack und wollte kurz abbrechen, indem er sagte: „Ich bin Ihnen für freundliche Theilnahme sehr verbunden, Herr Doctor, aber ich denke noch nicht im Schlaf ans Heirathen."

„Muß auch nicht gleich geheirathet sein," entgegnete der Chefredacteur, indem er mit einer raschen Wendung den Drehstuhl knirschen ließ und dann die Feder frisch eintunkte. „Aber das sag' ich Ihnen als alter Menschenkenner auf den Kopf zu: Verheirathet oder ledig, Ihr Glück werden die Weiber machen. Bäumen Sie sich nicht auf. Die Weiblein verstehen sich darauf, und wen sie einmal in ihr Herz geschlossen haben, den bringen sie zu Würden und Ehren und scheuen keine Last und keinen Weg. Folgen Sie meinem Rath, halten Sie sich an die Weiber, wenn Sie in die Höhe kommen wollen, so oder so."

„Selbst ist der Mann!" warf Dietrich hinüber ohne aus seiner Schreiberei das Angesicht zu erheben. Er wollte jetzt dem anderen nicht in die Augen sehen,

der ihm ohnehin aus dem Herzen zu lesen schien. Der aber ließ sich nicht beirren und behauptete nur um so lauter:

„Lassen Sie sich nicht auslachen. Jede Lage hat ihre eigenen Kampfmittel ums Dasein. Säßen Sie noch auf Ihrem Chargenpferde mit der berechtigten Hoffnung auf regelmäßiges Vorrücken in der Rangliste, ich würde Ihnen nichts anderes rathen, als im gewohnten Trott ruhig und Gott vertrauend Ihre Pflicht zu thun; wären Sie im ordentlichen Entwickelungsgang durch Gymnasium, Universität und Staatsexamina bis an die Schwelle des auswärtigen Amtes gekommen, ich würde Ihren Mannesstolz mit keinem anderen Vorschlag in Aufregung bringen, als mit dem selbstverständlichen Recept: thun Sie Ihre Pflicht mit Eifer und machen Sie sich bei Ihrem Chef beliebt. Aber für einen Streber in so außergewöhnlichen Verhältnissen, für einen Abenteurer, wie Sie, Herr Baron . . ."

„Oho, Herr Doctor!" rief Dietrich und machte Miene aufzuspringen.

„Ohot sich nix!" erwiderte der andere gelassen. „Abenteurer im guten Sinne, selbstverständlich."

„Durchaus nicht!"

„Durchaus nicht? Reden Sie keine Druckfehler und erkennen sich selbst. Sie haben im erwählten Beruf umgeworfen . . ."

„In allen Ehren, glaub' ich doch."

„Gewiß, in allen Ehren . . . aber doch umgeworfen und suchen jetzt auf neuen, ganz anderen, keineswegs gewöhnlichen Wegen wen oder was? Frau Aventiure, das gute Glück. Solche Suchenden nennt man Abenteurer. Was verwahren Sie sich gegen diesen schönen Titel? Abenteurer! Das sind die interessantesten Leute, die fahrenden Genies, die Romanhelden, die großen Erfinder und Intriguanten, die handfesten Kerle, welche die gute Stunde beim Schopf zu fassen wußten, die Lebenskünstler und Tausendsassas, von denen man sagt und singt, wenn man von der ganzen Herde ihrer correcten und hypercorrecten Zeitgenossen kein einziges Stück Vieh mehr mit Namen zu nennen weiß. Aber Frau Fortuna ist ein Weib und Fortunas Lieblinge brauchen die Weiber zum göttlichen Dienst, und wenn sie sie brauchen, so haben sie sie auch. Das ist eben ihr Glück, denn nichts auf Erden ist mächtiger denn ein wollendes Weib. So war es immer, so ist es noch heut' und wird immer so bleiben. Darum, lieber Baron, erkenne Dich selbst, vertrödle die Zeit nicht und folge meiner Einsicht . . . Guten Appetit, Herr College!"

Siegfried Löwenherz hatte sich bei den letzten Worten erhoben, einige Blätter unter den Arm gesteckt und, während der Angeredete noch nach der

passenden Antwort suchte, ging er schon, den Hut auf dem Kopf, auf seinen breitspurigen Säbelbeinen zur Thüre hinaus.

Dietrich war auch aufgesprungen. Er schritt mit geballten Fäusten dem anderen bis zur Thüre nach. Vor der Thür aber blieb er mit geballten Fäusten stehen und senkte stumm das Haupt.

Eine passende Antwort auf jenes Geschwätz . . . hm . . . sie war nicht so leicht zu finden. Oder vielmehr nicht so leicht auszudrücken, denn wenn er nicht lügen wollte, was konnte er anders sagen als: Du sprichst mir aus der Seele. Was Du mir da vorpredigst, habe ich mir hundert Mal selbst gesagt. Ich will mein Glück machen, und wenn mir schöne Weiber dabei helfen wollen, ich werde sie wahrlich nicht vom gottwohlgefälligen Thun abschrecken. Wüßt' ich nur, wo sie zu finden wären, wahrlich, ich wollte nicht säumen sie zu suchen. Suchen . . .! Wo denn . . .? Ach, verflucht!

Mit diesem Seufzer kehrte er langsam wieder auf seinen Platz zurück, warf sich in seinen Stuhl und deckte die Augen mit der Hand.

Der Redactionsdiener trat wieder ein, legte ein Dutzend Briefe und etliche auswärtige Zeitungen auf Rabeneggs Schreibtisch, machte auf dem des Doctor Löwenherz reinliche Ordnung und ging dann geräuschlos, wie er gekommen war, wieder fort, wäh-

rend der junge Mann mechanisch einen Briefumschlag nach dem andern mit der Redactionsscheere aufschnitt, das herausgeschälte Blatt in seiner Rechten in derselben Minute mit den Augen überflog, während die Linke das Couvert zerknitterte und in den Papierkorb fallen ließ.

Das eine Blatt ging den Collegen an und wanderte auf dessen Platz hinüber, das andere gehörte zu Rabeneggs Abtheilung und ward unter einem Briefbeschwerer geborgen, das dritte und vierte flog den Umschlägen nach in den Papierkorb, und so ging es fort bis zu einem zierlichen, nicht ganz geruchlosen, crêmefarbigen Viereck, das er — war es Absicht, war es Zufall — sich, wie Kinder beim Essen das beste Stück, zuletzt aufgehoben hatte, es nun aber fast wie ein verdächtiges Schriftstück einige Secunden in den Händen umdrehte, vor die Nase brachte und wiederholt auf beiden Seiten betrachtete, ehe er auch daran die gewaltige Scheere setzte.

Das appetitliche Billet war nicht an die Redaction, sondern an ihn selbst überschrieben ... Die Schrift war groß, steil und klar. Auf der Rückseite sah man, nach neuester Mode links unten, ein ins Briefpapier farblos gestempeltes Wappen ... Dietrich legte den Brief wieder auf den Rand seines Schreibtisches und steckte die Hände in die Hosentaschen.

Sollte sich Herr Löwenherz den albernen Scherz geleistet haben, ihn auf einen Leim zu locken?

Dann war es wohl das Gescheiteste, den Redactionscollegen auch diesen Brief selber öffnen zu lassen . . .

Doch nein. Löwenherz, der sich selbst sehr ernst nahm (nur sich allerdings) machte keine solchen Scherze . . . Warum überhaupt nicht lesen? Weil er gerade in einer Stimmung war, da er gern etwas . . . nun ja, etwas Anregendes gelesen hätte? Unsinn!

Er sah das Wappen noch einmal deutlicher an. Ein Leu, der mit halbem Leib über einer Mauerzinne stand und etwas in der Tatze hielt. Was? ein Kreuz? einen Dolch? ein Blatt? ein Herz? es war bei der Verkleinerung nicht recht zu erkennen. Aber es machte einen ehrlichen alten Eindruck dies Wappen; Dietrich meinte es auch schon gesehen zu haben, wußte aber nicht mehr wo.

„Nun, wir können ja gleich erfahren, wem's gehört," rief er und riß in plötzlicher Ungeduld den Umschlag mit der Hand auf.

„Hochverehrter Herr"

las er.

„Vor Allem eine dringende Bitte: Werfen Sie dieses Blatt nicht sofort in den Papierkorb, wenn Sie sehen, daß es die Unterschrift einer Dame trägt, und auch dann nicht, wenn Sie gelesen haben werden,

daß diese Dame Sie um Ihren Rath und Beistand bittet.

„Ich habe nicht die Ehre, Sie persönlich zu kennen; aber ich kenne den Namen Ihrer Familie, wie auch Ihnen der Name, den ich zu tragen die Ehre habe, nicht fremd klingen wird. Einem der Unsern gegenüber glaube ich wagen zu dürfen, was mir einem andern Menschen gegenüber als eine ganz unverzeihliche Dreistigkeit erscheinen müßte. Aus Ihrem herrlichen Drama „Glänzendes Elend“, das ich mit wahrer Begeisterung vor einigen Monaten aufführen sah — à propos, warum lassen Sie es nicht wieder aufführen? Es hat doch so riesig gefallen — aus Ihrem Werke schöpft' ich die Gewißheit, daß Ihnen nichts Menschliches fremd sei und daß Sie auch ein weibliches Wesen begreifen werden, das Talent, ja das recht viel Talent zu haben glaubt und doch nicht aus und ein weiß, um es zu verwerthen. Wollten Sie mir als lieber Standesgenosse und gefeierter Dichter mit Rath und That an die ungeschickte Hand gehen, so würden Sie mich zu großem Danke verpflichten. Um es gerade herauszusagen: ich habe eine Novelle geschrieben. Ich fühle, ich kann etwas Besseres leisten. Jedoch auch so, wie sie ist, wird die kleine, aber sorgfältig und andächtig ausgearbeitete Erzählung sich neben dem Meisten, was so gedruckt und gelesen wird, sehen

lassen dürfen und Ihrer mächtigen Protection nicht unwerth sein. Ein Wort von Ihnen würde ihr die Thüre manches Feuilletons öffnen, die sich vor der unbekannten Anfängerin allein, und wenn sie sich die Finger wund klopfte, niemals in ihren Angeln drehte. Und ich möchte doch um Alles gern das artige Machwerk gedruckt sehen.

„Darf ich Ihnen das Manuscript — es ist eine saubere, leicht leserliche Abschrift — darf ich Ihnen das kleine Manuscript zusenden? Haben Sie, vielgeplagter, vielberühmter Schriftsteller, überhaupt dies Gekritzel so weit gelesen? Und haben Sie, wahrlich einer der Edelsten des Landes in jedem Sinn, überhaupt für ein dummes schreibseliges Ding, wie mich, so viel Zeit, Geduld und hilfreichen Willen übrig, als ich in mir selbst unbegreiflichem Zutrauen von Ihnen haben will? Sie sind selbst daran Schuld, daß ich Sie mit diesen vielen Fragen belästige. Mich dünken sie so wichtig! Lebengebend oder todbringend betrachte ich die Antwort. Sie lachen vielleicht über meine Zumuthung und haben das Blatt schon längst in vier Stücke zerrissen, ehe Sie alle Fragen zu Ende gelesen haben. Ich bilde mir nämlich ein, wenn Sie zu Ende lesen, dann werden Sie mir auch Bescheid geben. Guten, freundlichen Bescheid. Nicht wahr?

„In meiner Umgebung ist Niemand, der mich

versteht, Niemand, der mir in meinen litterarischen Nöthen den geringsten Vorschub leisten könnte. Lauter Cavallerie und Infanterie, Rang- und Quartierliste und dergleichen und sonst nichts. C'est tout dire. Mich einem von den andern bekannten Schriftstellern oder Redacteuren anzuvertrauen habe ich nicht den Muth. Bin auch, ehrlich gestanden, zu stolz dazu. Aber mit Ihnen wag' ich's. Ich bin überzeugt, ich darf's, und Sie werden mich nicht mißverstehen. Kamen Sie doch aus ähnlichen Verhältnissen, wie die meinigen sind, in die Litteratur. So sagte man mir wenigstens, und so las ich's auch in der „Kreuzzeitung".

„Also machen Sie mein kindliches Vertrauen nicht zu schanden und erlauben mir mit zwei gütigen Zeilen, Ihnen mein Verbrechen vorlegen zu dürfen, verzeihen die Freiheit, die ich mir genommen habe, schweigen gegen Jedermann und genehmigen die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Berlin, am 26. April 1892.

Runhilt von Leuburg-Jettlingen."

Ganz unten links stand auch die Adresse der Briefschreiberin. Altonaerstr. 18.

Dem guten Dietrich ward beim Lesen dieser schlanken Zeilen wunderlich zu Muth. Er hatte gewiß seit seinem Theatererfolg ähnlicher Briefe schon ein Dutzend und mehr erhalten. Aehnliche ja, aber

einen solchen noch nicht. Einen, der es ihm so wider Willen angethan hatte, noch nicht . . . Er hatte sie alle in den Papierkorb wandern lassen. Wozu sich in seiner Lage noch mit Sorgen Anderer belasten, die ihn ganz und gar nichts angingen! Er hatte weder Lust, unfertige Dilettantenarbeiten feil zu bieten, noch auch angejahrten Jungfrauen Unterricht zu ertheilen, wie man mit der deutschen Muttersprache umgehen soll. Und auf Eins von Beiden lief es doch bei solchen Liebesdiensten hinaus.

Warum war ihm Angesichts dieses zierlich gewappneten blaßgelben Bogens so ganz anders zu Sinn? Lag es in dem Brief oder lag es in ihm selber? Hatte das vorangegangene Gespräch so tiefe Furchen in seinem Gemüthe gezogen, daß die Saat dieser einschmeichelnden Worte hurtig in ihm Wurzel faßte, oder theilte sich aus diesen bald kindlichen, bald nur allzu überlegten Worten eine ansteckende Sicherheit mit, er habe es hier nicht mit einem Dutzendmenschen, sondern mit einem wirklichen und echten Talent, mit einem congenialen Wesen und — das letzte das beste — mit einem jungen Weibe zu thun, das den Teufel im Leibe habe.

Er las den Brief noch einmal. Er fand, daß eigentlich Nichts darin stünde, was die außerordentlich günstige Meinung rechtfertigte, die ihm wie ein Schwindel aus diesen Zeilen angeflogen war. Er

blieb an dem Namen hängen. Allerdings klang er ihm nicht fremd, dieser Name, „den sie zu tragen die Ehre hatte.“

Es gab einen conservativen Abgeordneten dieses Namens, der von sich reden machte. Aber das war kein Officier . . . Dietrich sprang in die Höhe, suchte auf dem Bücherbrett, fand nicht, was er suchte und drückte die elektrische Klingel.

Dem Redactionsdiener, der alsbald erschien, befahl er das Adreßbuch von Berlin, das Staatshandbuch und die Rang- und Quartierliste herbeizuschaffen.

Die letztere kam ihm zuerst unter die Finger. Er schlug das Namensverzeichniß auf und fand vier Officiere desselben Namens im activen Heeresdienst. Der eine commandirte ein Armeecorps. Es war ein viel genannter Mann, erprobt in Krieg und Frieden, bedeutend in seinem Kreis und von bewährtem Einfluß. Einer war Major, die beiden anderen Secondelieutenants. In Berlin stand aber keiner von ihnen.

Seltsam. Sie sagte doch, daß sie zu Hause von Nichts anderem hörte, als von Cavallerie und Infanterie u. s. w. Oder war es nicht also zu verstehen?

Das Berliner Adreßbuch mochte Antwort ertheilen.

Es ertheilte sie. Hier war nur einer des Namens zu finden.

„Leuburg-Jettlingen, Carl Anton Ehrenfried Freiherr von, Rittmeister a. D.“

Auch die Wohnungsangabe stimmte mit der des Briefes überein.

Es war also die Tochter oder die Frau eines außer Dienst gestellten Cavalleriecapitains ... wahrscheinlich eines Grundbesitzers, der den Sommer auf seinen Gütern, den Winter in Berlin zubrachte ... Ja, ja, diese Wahrscheinlichkeit leuchtete ihm je länger er den Namen im Adreßbuch betrachtete, desto deutlicher ein. Aus dem Briefe sprach so etwas selbstbewußt Behagliches, wie es nur verwöhnten Kindern wohlhabender Eltern eigen ist. Dietrichs Phantasie war nun einmal rege beim Werk, und kaum daß er noch die dicken Bände in den Tisch zurückgeschoben hatte, da stand es wie ausgemacht vor ihm, daß jene dunkle unbekannte Macht, die in den schwierigsten Augenblicken seines Lebens immer unerwartet ihm einen günstigen Ausweg gezeigt, die ihm, so oft er sich gar nicht mehr zu helfen gewußt, immer ein überraschendes Hilfsmittel an die Hand gegeben hatte, auch diesmal gnädig erscheinen würde, ja daß sozusagen sein Schicksal ihm mit jener schönen unbekannten Hand diesen Brief geschrieben hätte.

Ja und tausendmal ja, Siegfried Löwenherz hatte ganz recht. Er taugte nicht zum Journalisten, ihm waren sämmtliche in Berlin erscheinenden Blätter, seines voran, so gleichgiltig wie Omnibusgäule einem Steeplechaser. Mochte sie schreiben, mochte sie

redigiren, wer dazu Lust hatte, er, Dietrich von Rabenegg, würde sie nicht einmal lesen, wenn er nicht müßte . . . Und mit der Bühne war es auch so 'ne Sache. Ganz schön, ja herrlich und himmlisch, wenn man Erfolg hatte, großen Erfolg . . . Aber wie oft im Leben hatte denn einer einen großen Bühnenerfolg! Er hatte wohl den seinen weg. Wie oft zogen die Besten Nieten auf Nieten hintereinander! Ja, ja, das Theater war die gefährlichste Lotterie, die es gab. Und ein Narr unter allen Umständen, ob er heute gewann oder verlor, wer sich nur auf eine Lotterie verließ, auf ein Lotteriespiel sein Glück begründen, sein Leben bauen wollte . . .

Sein Weg sollte sicherer in die Höhe gehen. An der Hand eines schönen Schutzengels, eines dämonischen Weibes . . . Eines . . . oder auch mehrerer . . . wie Gott will! Aber ein Anfang mußte gemacht werden.

War es nicht die Stimme des ernsten Schutzengels, die aus diesen Zeilen rief, dann verstand er nichts von der geheimen Sprache der Seelen, und es gab keinen fernwirkenden Magnetismus zwischen geistesverwandten Menschen, die sich nie vordem gesehen hatten . . .

Daß der Brief in einem Augenblick gekommen war, da er ihm wie eine Antwort des Schicksals erscheinen konnte, auf Fragen, die er eben an das

Ewigschweigende gerichtet hatte, das ließ einen Mann schwärmen, der sich sonst auf das nüchterne Urtheil seines gesunden Menschenverstandes viel zu gute that. Aber wir alle lieben, wenn wir entscheidende Thatsachen begehen wollen, den Glauben, daß das Schicksal selbst den Ruf dazu deutlich an uns habe ergehen lassen. Was ist Schicksal! Zumeist doch nur unser guter oder böser Wille und der angeborene Drang im Blut, unter gewissen Umständen eben so zu handeln, wie wir thun.

Dietrich sah den Brief wie einen Wegweiser an nach dem gelobten Lande, das Löwenherz in einem der aufrichtigsten Augenblicke ihres Nebeneinanderlebens ihm genannt hatte. Er dachte nicht im Entferntesten mehr daran, seinem Mitredacteur das Blatt auf seinen Platz hinüberzuschieben. Er wollte es auch sofort beantworten. Sehr höflich, das versteht sich von selbst, und sehr entgegenkommend . . . aber doch mit Haltung, mit einer gewissen Würde.

Als die Antwort auf dem Papier stand, kam sie ihm aber doch zu entzückt vor. Es ziemte ihm, dem angerufenen Meister, nicht, einer Schülerin so weit und so bereitwillig entgegenzukommen . . . auch wenn sie die artigste und die aufrichtigste Frau war . . . das widerrieth schon die Klugheit. Er mußte Herr der Situation bleiben und derjenige, dessen Gunst erst zu verdienen war.

Er schrieb eine andere Antwort. Die fand er aber alsbald abschreckend förmlich und steif. Als akademische Perrücke wollte er der Dame, die sich so vertrauensvoll an ihn gewandt hatte, doch auch nicht erscheinen.

Er mußte lachen. Er, der mit flinker Feder in einer halben Stunde ein ausführliches vernichtendes Urtheil über ein Werk hinzuschreiben gewohnt war, darüber der Autor Jahre lang gebrütet, gefeilt und gesorgt hatte, er kam mit zehn Zeilen nicht zu stande, um das Bittgesuch eines schreibenden Frauenzimmers zu beantworten . . . Was fehlte ihm denn?

„Gehen der Herr Baron denn noch nicht zum Speisen?" fragte jetzt die Stimme des Bureaudieners, der selber seine Suppe nicht kalt werden lassen wollte und in Rabenegg noch immer etwas wie einen Neuling in der Redaction sah, der sich Zeit und Arbeit noch nicht recht einzutheilen verstand.

Dietrich fand aber jedenfalls die Mahnung zeitgemäß. Er merkte jetzt, daß er Hunger und Durst litt, und daß es ganz gerathen war, den Brief nicht zu überstürzen, sondern bei Tisch, behaglich kauend und verdauend, die lustige Sache zu überlegen.

Am Ende stak etwa doch ein „Reinfall" hinter dem Geschreibsel . . . er wollte mit dem klugen Menschenkenner Löwenherz über die Sache sprechen.

Als er aber Abends wieder mit Löwenherz auf

dem Bureau zusammentraf, fragte er ihn nicht mehr als: „Kennen Sie hier einen Rittmeister a. D. Namens Leuburg . . . Leuburg-Jettlingen?“

Löwenherz antwortete nur mit einem ganz bestimmt ausgesprochenen Nein. So bestimmt ausgesprochen, daß es die entschiedene Unlust, sich um uninteressante Personalien zu kümmern, klar ausdrückte.

Es gab viel zu thun, viel zu lesen, viel zu schreiben an jenem Abend. Die Herren saßen noch um Mitternacht unter ihren Glühlampen mit ächzenden Federn. Dietrich war alle Lust vergangen, heute noch sich den richtigen Brief auszudenken, der für alle Fälle paßte, der der Frau oder dem Fräulein von Leuburg-Jettlingen Thür und Thor öffnete, wenn es ihm gefiel, und wieder auch ein bestimmt ablehnendes Zurückgehen ermöglichte, wenn die Schreiberin alt, häßlich oder talentlos war.

Höflich war es freilich nicht, wenn auf so artige Anfrage morgen früh keine Antwort zur Standesgenossin gelangte — allein mußte es denn durchaus ein Brief sein? War es nicht das Höflichste und das Nächste zu gleicher Zeit, wenn der Herr von Rabenegg die Zuschrift der Dame mit einem Besuch beantwortete? Mit einem kurzen Besuch, der ihr gegenüber zu Nichts verpflichtete und in seinen Augen nichts anderes war als ein Recognoscirungsritt, um

klar zu sehen, mit wem man es denn eigentlich zu thun hatte.

Immerhin ging er noch von der Redaction geradewegs zu Habel, einer bekannten Weinstube unter den Linden, wo er einige Leute sitzen wußte, die bei einem guten Glase Wein ganz gerne noch eine Stunde verplauderten, unter denen besonders einer, ein angesessener Baumeister und Reserveofficier war, der alle Leute kannte, mit fast allen Leuten geschäftliche, dienstliche oder andere Beziehungen gehabt hatte, und was er wußte, gern erzählte, sofern der Zuhörer sich voraus verpflichtete, ihn nicht vor zwei Uhr Morgens allein zu lassen.

Bei der zweiten Flasche warf Rabenegg so ganz von ungefähr den Namen Leuburg-Jettlingen ins Gespräch. Sehr gut kannte er ihn. Das war ein Soldat nach dem Herzen Gottes, ein perfect gentleman und ein gescheiter Kopf. Ei der Tausend, der wußte, wie's gemacht wird, dem stand noch eine Zukunft bevor, wenn es Krieg gab, aber auch im Frieden. War er doch schon nahe daran gewesen, Kriegsminister zu werden! Und noch war nicht aller Tage Abend.

Einen Rittmeister dieses Namens? Oh, gewiß, der Redselige kannte auch einen Rittmeister dieses Namens. Der commandirte noch anno 81 . . . ja, war es Parchim oder Ludwigslust? . . . nein, richtig

Insterburg . . . Ja, ein ganz schneidiger Reitersmann, ein Bruder des Generals . . . ganz gewiß, ein Bruder des einflußreichen Generals. Was aus ihm geworden? . . . nein, das konnte der Baumeister nicht genau sagen, aber mit solchem Bruder kann es ihm nicht fehlen. Auch hatten sie beide gute Partien gemacht.

Und so ging es weiter auf andere Leute, immer sicher, immer genau unterrichtet, bis sich Rabenegg von seinem Zechgenossen gewaltsam losriß. Für diese Nacht wußte er genug, um seine angenehmen Einbildungen zu nähren und sich in eine Zuversicht hineinzureden, daß er jedenfalls einem interessanten Abenteuer, wenn nicht einem Wendepunkt des Schicksals entgegenging.

Wenn sie nur hübsch und noch leidlich jung war, diese Runhilt, und nur etwas Talent hatte. Mein Gott, viel brauchte es ja nicht zu sein. Nur etwas, daß sie das Handwerk nicht gar zu ungeschickt anpackte und sich mit Rath und That, mit Geduld und einiger Nachhilfe aus ihrem Dilettantenversuch etwas Druckfähiges machen ließ.

Aber wie gesagt, hübsch mußte sie sein . . . oder doch interessant . . . sonst dankte er für die ganze Bekanntschaft.

Das waren so die letzten Gedanken beim Einschlafen. Und als er sechs Stunden später wieder

aufstand, waren die ersten Gedanken nicht viel anders. Er zog sich den blaßgelben Brief nochmals zu Gemüthe. Nein, das kann keine Falle sein! Dieser Ueberzeugung froh, sprang er mit einem Satz aus dem Bett, und der weitere Tag bis drei Uhr bestand nur noch aus Stunden der Erwartung und verzögernden Zwischenfällen.

Altonaerstraße? Wo war denn die nur gleich? . . . Ziemlich weit draußen zwischen dem Park Bellevue und der Spree . . . Je nun, Berlin war eben eine Millionenstadt, und es konnten nicht alle wohlhabenden Leute unter den Linden oder in der Victoriastraße wohnen! Tiergartenviertel war ja auch noch die Altonaerstraße. Und jetzt erinnerte er sich, auf diesen vor kurzen Jahren nur mit ödem Sand bedeckten Flächen waren nunmehr elegante Straßen entstanden und zierliche Villen, in denen sich's üppig leben ließ. Und das großstädtische Leben wogte, fluthete und lärmte auch dorthin, wie nach irgend einer der langen Verkehrsadern der Weltstadt.

Er warf sich in eine Droschke. Die Fahrt durch den frischgrünen Thiergarten dauerte etwas lang, aber sie war so erquicklich. Endlich der große Stern! Die Riesenbäume der Brückenallee und nun um die Ecke links. Er ist in der Altonaerstraße. Erst nur neue Häuser zur Linken, dann den Stadtbahnbogen durch, an öden Baustellen vorbei und

endlich Nr. 18, das letzte Haus vor dem Schleswiger Ufer.

Es schlug eben halb vier. Er wunderte sich, daß er hier eine Uhr schlagen hörte. Die war wohl drüben, in einer der Fabriken, jenseits der Spree. Mit einem raschen Blick betrachtete er die Außenseite des Hauses und dessen Umgebung.

Frisch getünchte zweistöckige Neubauten stiegen einer neben dem andern, einer wie der andere, in die Höhe. Es war mit geringfügigen Verschiedenheiten der Außenseiten immer wieder dasselbe Haus, das Portal meist in einem viereckig aus der Façade vorspringenden Erker, zu dessen beiden Seiten sich in jedem Stockwerk auf Wellblechunterlage kleine Balcone mit schmiedeeisernen Geländern anschlossen. So war es auch bei dem letzten Hause in der Straße, nur daß dies, wie die anderen Häuser des, gleichfalls noch unvollendeten Schleswiger Ufers dreistöckig war und an der Ecke noch einen ausladenden Erker hatte, der für den dritten Stock noch einen Balcon trug. Die kleinen Abweichungen schienen den Eindruck des Gleichmäßigen weit mehr zu bestätigen als zu unterbrechen. In den langen Reihen des Quais wie der Straße klaffte wohl noch eine und andere Lücke, mancher Rohbau war erst bis zu halber Höhe gediehen. Man glaubte es ihm aber ordentlich anzusehen, er werde sich sputen, ebenso drei- oder zwei-

stöckig, ebenso erkerbehaftet, ebenso getüncht wie die anderen, die lange Reihe baldigst zu vervollständigen, auf daß dann beide Zeilen, wie ein einziger riesiger langweiliger Kasernenbau dastehen und Zeugniß ablegen werden, daß nur Handwerker, keine Künstler, an dieser Schöpfung betheiligt gewesen seien.

Drinnen sah alles ganz neu und nett und ordentlich aus. Der Rahmen an der Wand des Hausflurs, den man „stummen Portier" zu nennen pflegt, gab Auskunft, daß Freiherr von Leuburg-Jettlingen im dritten Stock links wohnte. Die Treppe war nicht breit, aber ein billiger Läufer von grauem Gewebe gab ihr etwas von vornehmer Behaglichkeit. Die Knäufe und Schlüssellochdeckel an den Eingängen waren von verkupfertem Zink in zierlichen Formen. Die gut gemaserten Thüren waren von Renaissanceornamenten bekrönt, die Namensschilder daneben auf schwarzen Marmortafeln angebracht. Die Klingelzüge staken in messingenen Löwenköpfchen.

Dietrich betrachtete sich das alles, während er eine Stufe nach der anderen hinaufstieg, als könnt' es ihm über Wesen und Verhältnisse der Dame, die er zu besuchen ging, Aufschluß geben, und es kam eine gewisse Zufriedenheit über ihn, wie er all diese Kleinigkeiten in so zutrauenerweckender Behäbigkeit fand, daß er zu sich sagte: Es ist zwar ein weiter Weg heraus, allein es mag sich hier ganz ge-

müthlich wohnen. Nun, wir werden es ja gleich sehen.

Er zupfte sich noch einmal die Manschetten zurecht, fuhr mit dem Bürstchen noch einmal über den linken, noch einmal über den rechten Schnurrbart, räusperte sich die Stimme klar und dann zog er die Klingel.

Er war ein wenig aufgeregt in seiner Neugier. Wie er die Schelle drinnen bimmeln hörte, ging es ihm noch einmal klar durch's Bewußtsein: er wollte nicht nur einen guten Eindruck machen, er wollte auch einen guten Eindruck empfangen. Ja, einen sehr guten! . . . Wenn sie nur recht hübsch, bildhübsch war, diese Runhilt . . .

Aber man ließ sich viel Zeit zum Oeffnen . . . Und dabei meinte Dietrich mit seinen angespannten Sinnen deutlich zu vernehmen, daß auf der andern Seite der verschlossenen Thüre sich Jemand befand. Er meinte zu hören, wie man sich bückte oder streckte, um das Auge an das Schlüsselloch zu bringen und den Besuch zu begucken. Er meinte sogar flüstern zu hören, wie wenn man sich beriethe, ob man den Unbekannten da draußen auch wirklich einlassen sollte . . . Das kam ihm seltsam vor. Er zog noch einmal, wenn auch ganz sanft, den Henkel aus dem Löwenrachen.

In demselben Augenblick, da die Schelle wieder angeschlagen wurde, hörte er auch die Sicherheits-

kette an der Thür innen einschieben, dann ward ein Schlüssel im Schloß gedreht, und hinter der handbreiten Oeffnung erschien das halbe Gesicht einer Magd, die mit mißtrauischer Stimme barsch die Frage stellte, zu wem er wollte.

Dietrich reichte seine Visitenkarte durch die Lücke und bat, sie der Dame des Hauses zu überreichen.

„Bringen Sie eine Rechnung?“ fragte gleichzeitig die Stimme der Magd.

„Ich? Nein,“ antwortete der Herr von Rabenegg, einigermaßen darüber verwundert, daß man Angesichts seiner Erscheinung auf eine solche Vermuthung gerieth. Doch es gab ja Commis großer Bankhäuser, die in ihrem Aeußern mit den elegantesten Diplomaten verwechselt werden konnten, dachte der Besucher, während sich die Thüre wieder schloß, und es wieder ein Weilchen dauerte, bis sie sich noch einmal öffnete.

Die Magd, ein junges, munter dreinschauendes Ding, bat ihn einzutreten. Eine Stube öffnete sich ihm zur Linken. Eine andere Magd, ein altes, watschliges, kurzhalsiges Ungethüm mit einer Küchenschürze über einem Rock von zweifelhafter Farbe, hielt die Klinke und sah ihn aus zwinkernden Schlitzaugen unbehaglich an. Kaum, daß er über der Schwelle war, ging sie hinter ihm hinaus. Man hörte sie hinter der geschlossenen Thüre brummelnd auf schleifenden Schlappschuhen abziehen.

Ein altes Hausmöbel, dem man etwas nachsieht, ein Familienerbstück, davon man sich trotz seiner ländlichen Gewohnheiten nicht trennt . . . dachte Dietrich und guckte sich dann in dem kleinen Zimmer um, das wie viele Zimmer in Berlin aussah und in den wenigen Minuten, die er zur Betrachtung des Raumes verwenden konnte, nichts Bemerkenswerthes bot. Eine Plüschgarnitur, ein Mahagonitisch mit einer Plüschdecke, zwei schmale Schränkchen in den Ecken, ein Pfeilertischchen mit schmalem Spiegel zwischen den beiden Fenstern, ein Kupferstich an der Wand über dem Sopha . . .

Da öffnete sich schon eine Thür zu seiner Rechten, und in deren braunem Rahmen erschien eine müde Frau von etwa funfzig Jahren. Sie hätschelte ein schlummerndes Möpschen auf dem Arm, während ein etwas größerer Mops von derselben graugelben Farbe hinter ihr und bald über ihre Kleidfalten in das Zimmer sprang und den unbekannten Besucher lautkläffend umkreiste.

Die Frau schien das nicht zu bemerken. Sie trug eine kleine Haube auf etwas wirren Haaren und blickte den guten Mann, der sehr höflich sich vor ihr verbeugte, keineswegs freundlich an. Während sie sich nach dem Sopha umsah, verdeckte sie mit der freien Hand den Mund, und es war nicht zu leugnen, sie gähnte.

Dietrich überflog die Empfindung, daß er die Stunde seines ersten Besuchs nicht glücklich gewählt hätte. Die verschobene Frisur, das hastig aufgestülpte Häubchen, vollends diese gähnenden Lippen und der ungnädige Blick bewiesen deutlich, daß er die Dame in ihrem Mittagsschläfchen gestört habe.

Er betheuerte denn auch in wohlgesetzter Rede, daß er untröstlich wäre, wenn er die gnädige Frau belästigte, und was man sonst einer derartigen Versicherung beizufügen pflegt. Die Dame aber schien kein Gewicht auf also höfliche Worte zu legen, sie wandte sich ab und suchte sich einen Platz auf dem Sopha.

Sobald sie selber saß, winkte sie dem Fremden, Platz zu nehmen, rückte den schlafenden Hund auf ihrem linken Arm zurecht und lockte mit einem Klatsch der rechten Hand den andern Vierfüßler, neben sie auf das Polster zu springen. Der ließ sich das auch nicht zweimal bedeuten, rollte sich in den Falten des Wollkleides seiner gütigen Herrin bequem zurecht, hob die schwarze Schnauze nur noch einmal in die Höhe und senkte sie dann schon zu asthmatischem Schnarchen.

Dietrich wollte es mit diesen Lieblingen nicht gleich in der ersten Minute seiner Bekanntschaft verderben, er verhielt sich stille, bis sie sein Wort in ihrer gewohnten Bequemlichkeit nicht mehr stören

konnte und betrachtete derweilen die Herrin, die auch ihn nach wie vor mit verwunderten blaßgrauen Augen ansah.

Es waren seltsame, ungewöhnliche Blicke. Dietrich wurde nicht klug daraus, doch meinte er, diese Augen möchten früher einmal hübsch gewesen sein. Auch das Gesicht war welk, die Haltung müde, die Haarlöckchen über der gefurchten Stirn halb braun, halb grau.

Wußte die Frau nun, warum er kam? . . . es hatte nicht den Anschein. War sie die Schreiberin dieses Briefes? . . . er hoffte, sie sei es nicht. Darüber sollte ihn das nächste Wort aufklären.

„Es wird der gnädigen Frau bekannt sein, daß ich einen Brief erhielt, der . . .“

Dietrich stockte hier, denn es fiel ihm ein, daß er vielleicht eine Indiscretion zu begehen im Begriff sei, daß er vielleicht das Vertrauen eines Mädchens verrathen wolle, daß das Mädchen sein Streben vielleicht bis jetzt vor den aristokratischen, jede Federthätigkeit als ihres Stammbaumes unwürdig und für ein Fräulein als unpassend verurtheilenden Eltern streng geheimgehalten habe. Er räusperte sich und wollte in anderer Weise fortfahren. Da endlich sah er die Lippen seiner Dame sich bewegen und hörte eine Stimme, die wie die eines abwesenden Geistes klang, fragen: „Sie warten auf meinen Gatten?“

„Nicht doch, gnädige Frau," beeilte sich Dietrich zu erwidern. „Ich habe gar nicht die Ehre, den Herrn Rittmeister zu kennen."

„Aha! Thut nichts," versetzte die Dame auf dem Sopha, und die Hunde in ihren Armen knurrten dazu aus dem Schlaf, als wär' es ihre Pflicht, auf ein solches Aha unter allen Umständen etwas zu antworten, derweilen Frau von Leuburg-Jettlingen fortfuhr: „Mein Mann ist ausgegangen. Aber warten Sie nur auf ihn. Er wird alsbald wieder heimkommen . . . Ja, ja, das wird er!"

„Bitte, das eilt gar nicht," versicherte Rabenegg. „Mein Besuch gilt der Dame des Hauses. Wollen Sie mir die Frage gestatten, ob Sie sich mit erzählender Litteratur zu beschäftigen lieben, oder ob . . ."

Ein langer Seufzer forderte Dietrichs Aufmerksamkeit heraus, der in dieser Minute ganz mit seiner behutsam zu formulirenden Rede beschäftigt war und dabei nicht das Gesicht der Hörerin, sondern, wie das bei vorsichtig Redenden zuweilen vorkommt, seine Fingernägel betrachtete.

Jetzt sah er auf und sah, daß sein Gegenüber schlief. Die Dame athmete gleichmäßig, wie die Hunde auf ihrem Schooß, das runde Gesicht ruhte auf dem Doppelkinn, die langen, aber spärlichen Wimpern an den geschlossenen Augenlidern zeichneten sich als gleichabstehende Striche auf die farblosen Wangen.

Nur die Nasenflügel bewegten sich leise. Sonst saß sie reglos, ohne sich anzulehnen und schlief.

Der biedere Rabenegger staunte, er rückte auf seinem Stuhl. Was sollte er da thun, abwarten oder aufbrechen? So etwas war ihm noch nie begegnet! Und gar bei einem ersten Besuch! Und gar ihm, dem jetzt so berühmten Mann, den sich die Berliner auf den Straßen mit Fingern zeigten, dessen Besuch jedem Hause zur Ehre gereichte!

Mein Gott, es wird gleich vorübergehen. Es war ja nur Liebenswürdigkeit, wenn Frau von Leuburg ihr gewohntes, ihr unentbehrliches, ihr unerbittliches Mittagsschläfchen unterbrach, um nur seinen Besuch nicht abzuweisen. Dann hatte sie's eben doch überwältigt.

Am besten ist es, gar nicht dergleichen thun, als merkte man die kleine Schwäche.

Darum hob Dietrich alsbald seine Ansprache wieder an, allerdings nicht allzu laut, aber auch nicht allzu leise, so daß er die Schlafende nicht derb aufweckte und doch, wenn sie von selbst aufwachte, während er redete, den Ton nicht zu steigern brauchte, um verstanden zu werden, und also fortfahren konnte, als hätte er gar nicht gemerkt, daß man bei so geistreichen Worten einnickte.

Er erzählte von der Litteratur im Allgemeinen und dem Bestreben der Modernsten im Besonderen,

ein wenig auch von seinen eigenen Bestrebungen und Erfolgen und wollte eben klug lavirend in das breite Gewässer der Frauenarbeit einbiegen, als ihn ein Gedanke wie mit Geierkrallen packte und mit offenem Munde schweigen ließ.

Sie kann am Tage den Schlaf nicht abwehren, weil sie die lange Nacht mit der Feder in der Hand wacht und dichtet! sagte sich Dietrich und schauderte. Er hatte sich Angesichts dieser Matrone schon mit aller Gewißheit klar gemacht, daß der neckisch zutrauliche Brief nicht von ihr, sondern von einem jungen Wesen herrühren müßte. Aber jetzt meinte er das Gegentheil klar vor sich zu sehen. Diese Frau schlief den festen, rücksichtslosen Künstlerschlaf, sie schlief, wie schwer arbeitende Geister ausruhen. Sie war der Blaustrumpf, der ihn gerufen! Aber er hatte ihn sich anders gedacht. Ganz anders! Und er fühlte, wie sich seine Haare auf der Stirnhaut steiften bei dem unbehaglichen Gedanken, in dieser lächerlichen, zwecklosen Situation. Wie hohnlachend blickte ihn jetzt das kleine weiße Viereck seiner Visitenkarte an, die noch auf der Plüschdecke zwischen ihm und der schlafenden Frau lag. Mit einem zornigen Griff schob er das Blättchen in die Tasche.

Dann stand er behutsam, aber rasch vom Stuhl auf und wollte sich schleunigst auf den Zehenspitzen entfernen, als wieder die alte feiste Köchin ins

Zimmer kam, hastig auf die Herrin zuschritt und sie an der Schulter rüttelte: „Nicht einschlafen, gnädige Frau!" sagte sie barsch, und die Hündchen knurrten dazu ganz leise mit geschlossenen Schnäuzchen.

Dietrich fuhr auf die unwirsche Köchin los und hinderte sie im gutgemeinten Werke. Sie möge die gnädige Frau nur schlummern lassen. Er würde sich es nie vergeben, ein so gesundes Schläfchen gekürzt zu haben. Er werde demnächst wieder vorsprechen . . .

„Ja, aber der Herr Baron müssen gleich kommen . . ." entgegnete die alte Dienerin mit staunenden Augen, als begriffe sie gar nicht, daß der junge Mann fortgehen könne, ohne ihren köstlichen Gebieter gesprochen zu haben.

Dietrich war jedoch in diesem Augenblicke gar nicht darauf aus, noch ein Glied dieser merkwürdigen Familie kennen zu lernen. Er wollte sein Schicksal loben, wenn er nur erst wieder aus diesem verwunschenen Raume draußen war, wo die drei schlafenden Creaturen ihm alle Luft zu benehmen schienen. Nie wieder wollte er auf den Brief eines schriftstellernden Frauenzimmers reagiren, und wenn es die Königin von — Saba selber wäre. Nie wieder!

Mit diesem Schwur eilte er mit behutsamen Schritten, so lang sie ihm die Beine gestatteten, an der ihn stumm anstaunenden Dienerin vorüber, zum

Zimmer hinaus und hinaus zur Wohnung, deren Thür er sacht, aber sicher hinter sich ins Schloß zog.

„Hol' Euch alle der Teufel!" sagte er aufathmend und hastete die Treppe hinab, als fürchtete er, das schwammige Küchenweib möchte ihn zur erwachten Herrin zurückrufen.

Es rief aber Niemand ihm nach und lief Niemand hinter ihm her. Doch als er den letzten Treppenabsatz hinunterschritt, kam ihm von der Hausthüre her Jemand entgegen.

Es war ein schlanker, hagerer, älterer Herr in tadellosem lichtem Sommerüberzieher und glänzendem Cylinderhut. Die Cravatte ging etwas höher, als es jetzt bei Civilisten Mode ist. Der Schnurrbart steif und dunkelbraun, Kinn und Wangen glatt rasirt, das Haar kurz geschoren und grau. Rothe hundelederne Handschuhe, Lackstiefel. Haltung stramm, fast steif. Alle Bewegungen rasch und kurz.

Der Ankömmling legte zwei scharfe Augen fragend in Dietrichs Gesicht, während er sich von der Hausthür dem Entgegenschreitenden näherte. Seine Miene hatte etwas Herausforderndes, Feindseliges. Die Miene alter Haudegen, die immer und Jedermann zu fragen scheint: Wo steht der Feind?

Wie die Beiden sich so nahe gekommen waren, daß sie auf der Treppe aneinander vorüber mußten, glättete sich das böse Gesicht plötzlich zum Ausdruck

überraschender Freundlichkeit, die grauen Augen funkelten den andern an, als wollten sie im Nu sein Herz gewinnen, mit hurtiger Eleganz ward der Cylinder über dem glatt am Kopf geschnittenen Haar gelüftet, und eine menschenfreundlich gemilderte Commandostimme fragte:

„Entschuldigen Sie, mein Herr! Haben Sie vielleicht mich zu sprechen gewünscht? . . . Rittmeister von Leuburg."

„Nein, mein Herr," antwortete der Gefragte, ohne seinen Abstieg länger als Frage und Antwort heischte, zu verzögern.

„Ach so!" sagte der andere. „Entschuldigen Sie!"

„Bitte, bitte!"

Sie grüßten beide hastig noch einmal mit den Hüten und gingen sich schleunigst außer Sicht.

Der junge Mann eilte, ohne rechts und links zu blicken, die Gasse hinab, um die Ecke der Klopstockstraße stracks zur Charlottenburger Chaussee und sprang in den ersten besten Pferdebahnwagen, der stadteinwärts rollte. Die Faust in seiner Tasche zerdrückte und zermürbte die unschuldige Visitenkarte, froh, wenigstens keine Spur seines lächerlichen Abenteuers hinterlassen zu haben. Daß die für einen Augenblick aus dem Schlaf aufgerüttelte Frau seinen Namen behalten haben sollte, wenn sie die Schreiberin des Briefes nicht war, schien kaum zu glauben. Und

hatte sie den Brief geschrieben, je nun, was brauchte sie seine Höflichkeit zu verschlafen. Er dankte für so ein Abenteuer und drückte die Augen zu, um es womöglich noch während dieser Pferdebahnfahrt zu vergessen.

Derweilen erstieg der gewesene Rittmeister von Leuburg-Jettlingen seine Wohnung, öffnete mit einem Drücker und ging nach seinem Zimmer. Er zündete sich eine frische Cigarre an, schnupperte in den Dampf und klingelte der Bedienung. Das junge Mädchen kam bis auf die Schwelle.

„Niemand hier gewesen?" fragte er.

„Nur ein einziger Herr. Der wollte nicht warten."

„Haben Sie ihm gesagt, daß ich um 4 Uhr daheim sein werde?"

„Jawohl, Herr Baron. Ich und Dörte haben es ihm gesagt. Aber er schien die Unruhe zu kriegen und lief auf einmal davon."

„Schicken Sie mir Dörte."

Dörte kam und rieb sich die Augen.

„Hat der Herr nichts für mich hinterlassen? Keine Karte? Kein Stelldichein?"

Dörte schüttelte den dicken Kopf. „Die Karte hat die gnädige Frau. Gesagt hat er nichts ... Wissen Sie, Herr Baron, vor Jahren diente ich bei einem Zahnarzt. Da kamen auch oft Leute und setzten sich

eine Weile hin und warteten und, wenn der Herr Doctor nicht alsbald zu Diensten stand, weil noch mehr Vordermänner auf den Marterstuhl Anwartschaft hatten, ehe der letzte daran kam, dann kriegte der nicht selten die Angst, seine Zähne thaten ihm auf einmal gar nicht mehr weh, und er lief davon, ordentlich froh, daß er die Reißzange nicht an seinem Knochen gefühlt hatte ... So ist mir heut der Herr vorgekommen. Es reute ihn wohl, Ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen ..."

„Dörte, Du wirst unverschämt!" schrie der Herr die Dienerin an und sich gleichsam selbst besänftigend fügte er hinzu: „Wärst Du nicht so engelsgut gegen meine arme Frau, ich schickte Dich sofort zum Teufel. Aber ich rathe Dir, meine Nachsicht nicht auf allzu harte Probe zu stellen."

„Schon gut," brummte die Köchin ohne besondere Rührung und stellte sich an die Schwelle zu räumen.

„Was macht die Baronin?" fragte Leuburg die Abgehende.

Diese blieb, die Thürklinke in der Hand, stehen, zuckte die Achseln und sagte dann, ohne den Herrn anzublicken, langsam vor sich hin: „Sie — spritzt."

Die Köchin verschwand. Leuburg stampfte mit zornigem Fuß den Boden. Ging ein Dutzend mal in seiner Stube auf und nieder, warf die Cigarre

weg und schritt dann über den Gang nach dem Schlafzimmer seiner Frau.

Schon von draußen hörte er sie wimmern wie ein Kind. „Schlaf nicht ein, Dörte! Schlaf mir jetzt nicht ein!“

„Schlafen nur Sie nicht ein, gnädige Frau,“ hörte er die andere sagen, und die Thür öffnend, sah er die Magd vornüber gebeugt, über den nackten Arm seiner Frau mit dem Zeigefinger hin und wiederfahren, wie eine Suchende, die nicht findet.

Der Arm war, wie mit einem Ausschlag, von vielen rothen, meist schwieligen Pünktchen bedeckt, Wundnarben, welche die Morphiumspritze hinterlassen, wo man ihren Stachel eingebohrt hatte.

„Da ist keine heile Stelle mehr zu finden, wo man einstechen kann,“ erklärte die Magd widerwillig und entschieden.

Und weinerlich befehlend entgegnete die Herrin: „Doch! Da und da! Siehst Du nicht? Da stich! Hier, da! Ich will es so!“

„Agathe, laß' doch von diesem heillosen Brauch! Ich bitte Dich um Gottes Willen! Ich befehle es Dir!“ rief jetzt Leuburg dazwischen.

Da wand sich die alte Frau weinend und schreiend auf ihrem Sopha hin und her. Er solle sich nicht um ihre Angelegenheiten kümmern. Sie frage ihn auch nicht nach seinem Thun und Lassen. Sie cor-

rigire auch seine Gewohnheiten nicht. Er möge gehen, wenn es ihm nicht gefiele, was er hier sehe. Warum habe Dörte überhaupt nicht die Thür verriegelt, wenn man der Frau im eigenen Hause keine Ruhe lasse. Sie störe doch Niemand, sie quäle Niemand! warum quäle man sie! Der Arzt habe ihr erlaubt, so zu thun. Der Arzt werd' es wohl am besten wissen, was ihr schade, was nütze . . .

Sie brachte das alles schluchzend und in Thränen vor und wand sich wie ein hungriges Kind, dem man die Nahrung versagt. Ihre Stimme, die anfangs kläglich gewimmert hatte, wurde immer lauter, kreischender, befehlerischer.

„Gewissenlose Aerzte!“ rief der Gatte dazwischen.

Sie aber schnitt ihm das Wort ab: „Ach was, die Aerzte! Gewissenloses Schicksal, das mich krank gemacht hat. Und gewissenlos Du, der mich in eine Lage gebracht . . .“

„Agathe!“ rief der Baron und sah die Ungebärdige mit verzweiflungsvollen Augen an.

Ihr rannen die hellen Thränen über die Wangen. Von Schluchzen geschüttelt, nur von der einen Begierde nach dem gewohnten Gift bewegt, aber in all' ihren Adern und Nerven nach diesem bewegt, kehrte sie sich wieder der Magd zu, hielt ihr den nackten Arm vor die Augen, wies mit dem Zeigefinger darauf und wimmerte: „Da! da, stich ein!“

Der Gatte zuckte mit den breiten Schultern bei dem Anblick. „Fruchtlos . . . hoffnungslos!“ murmelte er zwischen den Zähnen. Dann ging er aus der Stube hinaus, in sein Zimmer zurück und maß es eine Viertelstunde lang mit dröhnenden Schritten.

Die Cigarre brannte nicht mehr. Er zerbröckelte das kaltgewordene Kraut, ohne es zu merken, zwischen den Fingern und warf es dann zum offenen Fenster hinaus. Sah eine Weile wie träumerisch ins Weite, seufzte, pfiff, kehrte sich dann dem Innern der Stube zu, ließ, am Fensterbrett lehnend, seine Blicke über die Einrichtungsgegenstände gleiten, an deren jedem der runde weißliche Stempel des Gerichtsvollziehers seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen strebte, und sagte leise vor sich hin: „Ja, ja.“

Dann holte er seinen tadellosen Sommerüberzieher, Hut und Rock und ging, wie er gekommen war, wieder weg. Zu traulichem Verweilen lud dieses Heim nicht ein.

Wie er an der Schlafzimmerthür seiner Gattin vorüber kam, blieb er eine Minute lang stehen und horchte gesenkten Hauptes.

Es war alles still, ganz still. Noch einmal die Achseln zuckend, schritt er fort.

Eine Stunde später klingelte es wieder an der Wohnungsthür der Leuburg-Jettlingen. Die Magd

öffnete und machte freundlich einer jungen Dame Platz, die mit der Frage: „Ist kein Brief für mich gekommen?“ an ihr vorüberschritt, durch Vorzimmerchen und Küche bis ans andere Ende der kleinen Wohnung, wo abgelegen von den übrigen ihr Kämmerchen sich aufthat.

Das Fräulein nestelte noch im Gehen die Bänder ihres Hutes ab, warf, kaum eingetreten, Hut und Sonnenschirm aufs Bett, die Handschuhe hinterdrein und stellte sich vor ihren Schreibtisch, den sie staunend betrachtete, weil in der That weder Brief noch Postkarte darauf zu entdecken war.

Sie schüttelte das Haupt, ähnlich wie der Vater zu thun pflegte, stampfte sogar mit dem Fuß auf, genau so, wie es des Alten Gewohnheit war, und sagte leise: „Das hätte ich nicht für möglich gehalten . . . Aber das ist ja ungezogen . . . Wie schade!“

Sie merkte nun, daß ihr die Magd in das Zimmer gefolgt war.

„War Niemand hier?“ fragte sie.

„Ein Herr, der, glaube ich, den Herrn Rittmeister hat sprechen wollen, dem aber die Zeit zu lange geworden ist.“

„Was macht Mama?“

„Sie — schläft,“ antwortete das Dienstmädchen mit einem gewissen dreistverlegenen Lächeln.

Das Fräulein übersah es, sie athmete nur tief auf und fragte weiter:

„Und Papa?“

„Ausgegangen.“

„Wie gewöhnlich,“ hauchte das Fräulein so hin und setzte lauter hinzu: „Es ist gut so. Ich bedarf Ihrer nicht. Ich will arbeiten . . .

„Sind Sie auch ganz gewiß, daß die Post nichts für mich gebracht hat?“ rief sie der Magd nach, als diese die Schwelle schon überschritt.

„Ganz gewiß, gnädiges Fräulein,“ versicherte die Dienerin, die noch einmal den Kopf zwischen die Thüre steckte und dann verschwand.

Das Fräulein ging aber nicht gleich wieder an den Schreibtisch, sondern an das Fenster und sah lange hinaus, wie der goldene Maitag sich langsam im röthlichen Schimmer verfärbte.

Das Stübchen Runhilts lag nicht nach der Altonaerstraße, sondern nach dem Schleswiger Ufer. Es war schmal, aber tief. Die linke Hälfte der Vorderseite bildete einen vorspringenden Erker, von dessen rechter Seite man auf einen dem Erker gleichlaufenden viereckigen Balcon trat, dessen andere Thüre in die Stube zurückführte. Etliche gutgezogene Topfblumen, Blatt- und Schlingpflanzen und ein bequemer Binsenstuhl ließen den kleinen Söller gar behaglich erscheinen. Drinnen war der Hausrath auf das

Nothwendigste beschränkt. Ein Bettchen, ein Waschtisch, ein Schreibtisch, ein Büchergestell, eine Holztruhe mit einem alten Shawltuch bedeckt und zwei Rohrstühle. Aber es stand alles so artig da in seiner mädchenhaften Anmuth, Holzschnitte und Photographien belebten die nackten vier Wände, und aus den Fenstern, darunter die Kähne tragende Spree ihre graue Fluth wälzte, hatte man über die weite Judenwiese, über Gärten und Holzplätze, die Borsigsche Dampfmühle, die Borsigschen Eisenwerke und die zahllosen Fabrikschlote von Moabit, Martiniquenfelde und Charlottenburg einen überraschend weiten freundlichen Ausblick, und gar, wenn, wie heute, an allen Sträuchern und Bäumen das frische Maiengrün sproßte und die Abendsonne auch die gewöhnlichsten Feuermauern und Schornsteine vergoldete.

Runhilt stand lang am offenen Fenster. Sie hätte nicht sagen können, wie lange sie so stand. Das Abendroth beglänzte auch sie und legte flüchtige Strahlen, wie halbsichtbare Feenkrönchen in ihre vollen schwarzbraunen Haare. Kronen, die nicht haften bleiben, die man nicht beim Juwelier versilbern, nicht ins Leihhaus tragen kann, die aber Sonntagskindern doch verführerisch zu Gesichte stehen und manchen das Knie vor ihnen beugen lassen, der nicht gewohnt ist, viel zu bewundern.

Sie war mehr als hübsch in diesem Augenblick,

in dieser Beleuchtung, wie sie, von trotzigem Groll die schwarzen Brauen in einandergezogen und doch ein wehmüthig Lächeln auf den vollen Lippen, mit den großen veilchenblauen Augen der sinkenden Sonne nachsah, die Arme über dem Busen gekreuzt, der üppig aus einer erstaunlich engen Taille blumenhaft emporwuchs, an Hüften und Schultern breit und doch auf so zierlichen Füßen stehend, daß, wer sie gehen und tanzen sah, nicht recht begriff, wie diese kleinen Dinger all' die Fülle so leicht und sicher tragen konnten.

Runhilt war kein Backfischchen mehr. Sie war fünfundzwanzig Jahr alt. Und wie sie so dastand, und ihr schöner Busen sich, vom Sturme peinlicher Empfindungen bewegt, hob und senkte, mochte der Gedanke sie verbittern: So, wie du hingehst, leuchtende Sonne, so geht meine Jugend strahlend dahin, aber, einmal untergegangen, wird sie mir nicht wiederkehren, wie du den Ueberlebenden wiederkehrst mit jedem neuen Tag. Das ist bald vorbei! Vorbei für immer, und was hatte ich vom Leben? Goldene Träume, und dann Sorgen, Enttäuschungen, Gram . . . Was wird es mir noch bringen? Gram, Enttäuschung und Sorge . . . Nicht einmal goldene Träume mehr! Damit räumen wir nun auf! . . .

Die Sonne war hinab. Das Zwielicht im Stüb=

chen war für den, der so lange der roth flammenden Scheibe nachgesehen hatte, schon Dunkelheit.

„Also weiter! Geht es nicht so, geht es vielleicht anders," sagte das Fräulein laut und suchte sich die Lampe anzuzünden.

Die stellte sie auf den kleinen Tisch im Erker, zog den Vorhang gegen das Zimmer zu, so daß sie in dem knappen Raum ganz versteckt und abgesondert war, setzte sich und nahm aus verschlossener Schublade ein zweimal versiegeltes, mit einem blauen Seidenbändchen zierlich verschnürtes Packetchen heraus, darin hundert Briefbogen (ganz correct nur auf einer Seite beschrieben) den Dornröschenschlaf ungelesener Manuscripte schliefen.

Sie wollte diesen Schlaf nicht stören. Sie schob das Häuflein Papier nur immer wieder wägend und erwägend zwischen den schlanken Fingern hin und her. Das Packet hatte Dietrich von Rabenegg übergeben werden sollen, dem Mann ihres Vertrauens, dessen Hilfe sie sich begeistert und begeisternd, unfehlbar und weithin wirkend vorgestellt hatte.

Und nun wollte der keine Hilfe gewähren und der unbedeutenden Anfängerin gar kein Vertrauen schenken! Der Thor, der nicht wußte, wen er geringschätzte, nicht ahnte, was er verscherzte!

Weiß Gott, seine überraschende Dummheit kränkte die schöne Schreibnovize nicht weniger als seine

trotzige Litteratenunhöflichkeit einer wirklichen Dame gegenüber.

„Sie verbauern doch alle bei dem Metier!“ sagte sie laut. Und vor der lauten Stimme in der stillen Nacht erschreckend fügte sie lächelnd hinzu: „Hoffentlich nicht auch ich! Na, vor der Hand hat es keine Gefahr. Wären wir nur erst so dicke drin in der Litteratur, dort, wo sie am nahrhaftesten sein soll. Ich wollte meine guten Manieren schon bewahren!“

Mit diesem Gedanken griff sie nach dem „kleinen Kürschner“, der in grünrothgoldener Pracht, das unentbehrliche Hilfsbuch junger wie alter Schriftsteller, auskunftsbereit auf ihrem Schreibtisch lag, und suchte nach einer Adresse, der sie, die Unbekannte, mit einiger Aussicht auf Bezahlung ihre Arbeit anbieten möchte.

Aber nicht unter ihrem weiblichen Namen! Sie hatte geglaubt, auf eine Natur, wie die, welche das Feuerwerk „Glänzendes Elend“ aus sich herausgeprasselt hatte, müßte ihr Name von zündender Wirkung sein. Nun sie sich darin so gründlich enttäuscht sah, wollte sie es bei dem einen Versuch bewenden lassen, und fortan nur mit einem R zeichnen, um dem Vorurtheil gegen weibliche Handarbeit in der Litteratur von vornherein auszuweichen.

Allein drinnen im versiegelten Päckchen stand doch ihr voller Name schon . . . Sollte sie es noch

einmal darum aufbrechen? Noch einmal die erste Seite abschreiben lassen? Nein, nein! Es mußte auch so gehen . . . Aber die blauen Bändchen, in die so zierlich und gefallsüchtig allerhand thörichte Gedanken hineingeknüttelt worden, die waren doch nicht für jeden Knasterbart von Zeitungspascha . . . die wollte sie doch abthun . . . Das Siegelwachs hielt die hundert Blätter auch so zusammen, und sollte es den Ansprüchen der Post nicht genügen, so that ein gewöhnlicher Bindfaden denselben Dienst.

Sie zuckte schon ein Messerchen . . . da sagte sie kopfschüttelnd: nicht doch! und sie wäre kein Weib gewesen, wenn sie dabei nicht gedacht hätte: vielleicht kommt morgen doch noch ein Brief von dem Saumseligen und ein recht artiger!

Freilich morgen war es der dritte Tag nach Empfang des ihrigen. So lange pflegt einer, dem es daran liegt, nicht zu warten . . .

Wenn aber doch . . . nun, so wollte sie wenigstens auch für den unliebsamen Fall nichts versäumen, deshalb stocherte sie aus dem Kürschner'schen Litteraturkalender die Adresse eines alten und angesehenen Feuilletonredacteurs heraus, von dem sie einmal hatte sagen hören, daß er ein nachsichtiges Auge für schreibende Jugend und einen gewissen Ehrgeiz habe, Talente zu entdecken und vor dem Publicum ins Licht zu setzen.

Darauf fußend schrieb sie, die Unbekannte, an den Unbekannten einen jener herzgewinnenden Briefe, die ihren Zweck nicht verfehlen würden, wenn man sie dem Adressaten mit eigener Stimme in richtiger Betonung vorlesen dürfte, die aber mangels dieses Vortrags meist schon nach dem ersten Satz wirkungslos in den Papierkorb der Redaction fliegen, um nie zu Ende gelesen zu werden.

Wenn morgen wieder keine Antwort von dem verwünschten Rabenegger eintraf (morgen früh . . . nein, morgen Abend), dann sollten Packet und Brief in Gottes Namen anderswo ihr Glück versuchen. Versucht mußt' es werden, denn längeres Warten war unmöglich.

Nein, es konnte, es durfte nicht länger hingewartet werden, sie sagte sich das ein übers andere Mal, sie sagte es laut und leise, alles um sie herum wiederholte es ihr und so eindringlich, so klar, daß sie, den geschlossenen Brief in der einen und das Päckchen Manuscript in der andern Hand, sich fragte, ob es nicht klüger wäre, auch keine Minute mehr zu warten, sondern das Dienstmädchen noch heut Abend mit beiden nach der Post zu schicken.

Ein tiefer Seufzer ging durch die nächtliche Stille der langen schmalen Stube . . . Nachdem der verhallt war, zuckte die Schelle an der Eingangsthüre

plötzlich laut auf. Der schrille Klang fibrirte durch das ganze Haus.

Runhilt sprang freudig empor und riß den Vorhang zwischen Erker und Stube zurück. „Also doch noch ein Brief!“

Der plötzliche Jubel verfärbte sich rasch. Um diese Zeit pflegte kein Briefträger mehr zu klingeln ... Aber vielleicht ein Bote, der Redactionsdiener vielleicht? ...

Was zögerte sie selbst nachzusehen? Aber wie sie jetzt die Hand nach der Klinke ausstreckte, vernahm sie auf dem Gang hastige Schritte, und sie näherten sich ihrer Thüre ... Sie kannte den Schritt. Mit dem Aufschrei: „Eginhart!“ sprang sie über die Schwelle und fiel in die ausgebreiteten Arme eines jungen Mannes, der im Interimsrock eines Linien-Infanterieregiments, die Mütze auf dem Kopf, den Degen an der Seite, schlank und blank, aus der Finsterniß auf dem Gange in das Zwielicht ihrer Studierlampe getreten war.

„Eginhart, mein Brüderlein, bist Du da? Gott sei Dank! Aber ich habe Dich nicht so früh erwartet.“

„Es ließ sich heute gerade thun, für zwei Tage Urlaub zu bekommen. In der nächsten Woche war keine Aussicht, und da Du mir die Hölle etwas heiß gemacht hast, so dacht' ich, es sei Gefahr im Verzug, und kam lieber heut als in vierzehn Tagen.“

„Lieber Egi, es ist Gefahr im Verzug ... Wenn es nicht schon zu spät ist.“

„Uebertreibe nicht, Runi, Du ließest ein Wort einfließen, als sei meine Carrière bedroht ... Nichts für ungut, aber das dünkt mich Schwarzseherei. Ich glaube mich tadellos zu führen, meine Vorgesetzten haben kein Hehl daraus, daß sie mit mir als Frontoffizier und Kameraden zufrieden sind ... Wie in aller Welt soll denn mein militärisches Fortkommen in Frage gestellt sein ...“

„Setz' Dich nur erst und mach' es Dir bequem,“ sagte Runhilt zu ihrem Bruder, dem sie den andern Rohrstuhl an den Schreibtisch heranrückte.

Der Lieutenant that, wie ihm geheißen wurde, und dabei sagte er sanft, als ob er fürchtete, durch den hastigen Ausdruck seiner Selbstsicherheit die gute Schwester verletzt zu haben: „Nimm es mir nicht übel, wenn ich bei nachtschlafender Zeit gleich so mit der Thür ins Haus falle, aber ... Du weißt, es sind in unserer lieben Familie Dinge vorgefallen, die einem für die Zukunft bange machen könnten. Du weißt, ich bin nicht schreckhaft und nehm' es, wenn es sein muß, mit dem leibhaftigen Teufel auf ... vor einem aber fürcht' ich mich ... Du weißt ...“

„Jawohl, Eginhart, ich weiß,“ sprach Runhilt kopfnickend vor sich hin, „und Gott sei's geklagt, Deine Ahnung trügt Dich diesmal nicht.“

Der Lieutenant sprang entsetzt auf und fragte leise: „Deine Besorgniß rührt von ihm her, vom . . .“

„Vom Vater. Ja wohl!“ anwortete sie noch leiser und sah mit starren Augen bei Seite.

Der junge Mann mit dem blassen klugen Gesicht über dem rothen Kragen unter dem sorgsam auseinander gekämmten Scheitel, so ganz das verjüngte Bild seines Erzeugers, mochte sicher kaum eine andere Antwort erwartet haben, und doch war er betroffen, als er sie von der Schwester und in diesem Ton erhielt, und doch schmerzte sie ihn, wie eine peinliche Ueberraschung.

Es war eine zeitlang ganz still in der kleinen Stube.

Eginhart wiegte den Stuhl, dessen Lehne er in der Hand behalten, sacht auf einem der vier Füße hin und her und sah diesem Spiel mit beiden Augen gespannt zu, als hinge von diesen kleinen Schwingungen sein zukünftiges Glück ab. Auch Runhilt starrte unbeweglich den Fußboden an wie geistesabwesend.

Plötzlich fragte der Lieutenant leise — man hörte es der gepreßten Stimme an, daß ihm die Frage schwer wurde — „Hat Papa wieder Schulden gemacht?“

„Er hat nie aufgehört, Schulden zu machen,“ platzte das schöne Mädchen heraus und fügte, die

Stirn in die Hand pressend, hinzu: „Wenn es nur das wäre . . .“

Eginhart rückte nun den Stuhl dicht an den der Schwester heran und die molligen Hände beide fassend, setzte er sich zu ihr und bat, doch um Gotteswillen mit der Sprache herauszugehen und ihm reinen Wein einzuschenken.

Sie hielt die umklammernden Hände des Bruders nun auch mit ihren Fingern fest und sprach leise, aber hastig, als wäre ihr plötzlich die Zunge gelöst worden: „Du warst noch ein Kind, wie der Vater die schöne Stellung als Director des großherzoglichen Waisenhauses aufgab. Sie hatten den verdienten Offizier, der wegen Schulden den Dienst quittiren gemußt, auf diesen ehrbaren Posten gesetzt, um ihn nach Kräften über Wasser zu halten, wenigstens in einer Civilversorgung. Es wär' auch da geglückt . . . wenn eben der Vater eine andere Natur gewesen wäre. Er aber konnt' es in dem stillen Nest nicht aushalten, fand sich überall nicht geehrt und gewürdigt genug und bekam Streit mit Klein und Groß, mit Vorgesetzten und Untergebenen, daß er schließlich unhaltbar ward und das selbst einsah.

„Bis dahin konnte er glauben, das flüchtende Glück noch an einer Falte zu haschen und zurückzurufen. Seitdem geht es immer tiefer und tiefer, immer rascher und rascher bergab.

„Bald zogen wir von Rudolstadt nach Memel und von da nach Tilsit, von Guben nach Lübben. Wir blieben immer so lang, als man den Unbekannten Credit gab. Sowie man uns erst einmal kannte und die Gläubiger vom verlassenen Ort unsern neuen Aufenthalt ausgekundschaftet hatten, hieß es wieder packen und wandern. Die Rittmeisterpension des Vaters langt nicht weit. Die arme Mama ist das reine Kind, ja schlimmer, sie ist eine geborene Verschwenderin und ist es nie ärger, als wenn sie in ihrer Art zu sparen anfängt. Geld, was sie in die Hand bekommt, wird in Leinwandvorräthen, in angefangenen Stickereien, in nutzlosen Anschaffungen angelegt, und dann lastet das Zeug ballenweise haufenweise, schubladenvoll, kunterbunt auf der Wirthschaft, bis man es an den Juden verschleudern muß oder der Executor darauf Beschlag legt.

„Der unglücklichste Einfall in unserem Elend, wenn auch vielleicht der entschuldbarste war der, unser Domicil nach Berlin zu verlegen . . ."

„Warum der unglücklichste Einfall?" fragte der Lieutenant, als Runhilt mit einem Seufzer ihre Rede unterbrach und sich die Augen trocknete, die ihr naß geworden waren. „Hier soll ja das Geld auf der Straße liegen und wenn das auch nur mit Vorsicht zu verstehen ist, jedenfalls muß es hier in der Millionenstadt, wo es von Geschäften aller Art und

unzähligen guten Gelegenheiten wimmelt, für einen stattlichen Herrn mit Papas glänzenden Fähigkeiten ungleich leichter als anderswo sein, eine herauszufinden, die ihn redlich nährt."

„O ja," unterbrach die Schwester den Bruder, „er hat auch eine gefunden, eine und mehrere . . . Er war Lehrer am Cadettencorps, Sportredacteur einer Tageszeitung, Standesbeamter und Mitglied eines Syndicats für vornehme Begräbnisse . . . Es ist zum Staunen, wie sich die Leute ordentlich Mühe gaben, ihn über Wasser zu halten. Wildfremde Leute, denen er nie etwas Gutes erwiesen hat und die womöglich schon während der Ausfertigung des Contractes von ihm cavalièrement schlecht behandelt wurden . . . Aber man hilft ihm, wo man kann. Man will in den oberen Regionen einen Abkömmling unserer Familie nicht untergehen lassen. Und die gemeinen Leute gewinnt er durch seine schneidige Zuversicht und seine Gabe, mit Menschen umzugehen. Er kann ja liebenswürdig sein, wenn er will . . ."

„Na und wie!" sagte Eginhart und strich sich unwillkürlich schmunzelnd das rothblonde Bärtchen. Er hörte so gern Gutes von seinem Alten sagen, und der arme Junge hörte es so selten.

Runhilt blickte mit den großen Augen nach der Decke, ohne daß der Bruder diese Gebärde merkte, dann fuhr sie, nur härter in der Stimme fort: „Was

nützt aller gute Wille der andern Menschen, er hält es in keiner regelmäßigen Beschäftigung aus. Er ist wie ein verbissener Selbstmörder; so oft sie ihn aus dem Wasser ziehen, er stürzt sich immer wieder hinein, und nehmen sie ihm das Rasirmesser, so henkt er sich an seiner Gardinenschnur auf."

„Um Gotteswillen, male den Teufel nicht an die Wand!" rief der Lieutenant, in dem sich nicht nur die Kindesliebe, sondern auch ein gewisses Gefühl männlicher Solidarität regte, wenn er Weibsleute lang in demselben Tone fortzetern hörte.

„Ich meine es natürlich nur figürlich," sagte Runhilt begütigend.

„Ach was!" rief ihr Bruder, „spare Dir solche Tropen für Deine Schriftstellerei auf, aber berausche Dich nicht in unendlichen Vorwürfen."

Er hatte mit dem Fuß seinen Stuhl bei Seite geschoben und war an die Balconthüre getreten. Dort knöpfte er sich die Uniform auf, steckte die Hände in die Hosentaschen und pfiff ganz leise, . . . aber er pfiff doch den Dessauermarsch in die Nacht hinaus.

So leben wir, so leben wir,
So leben wir alle Tage!

Gott sei davor, daß Du so lebst wie jener und noch dazu alle Tage! dachte das sorgende Mädchen und betrachtete schweigend den Bruder.

Er war so hübsch, so jung, so brav, so glücksbedürftig . . . Armer Kerl, dachte sie, auch Dir thäten ein paar Jahre leichtsinnigen in den Tag Hineinlebens wohl. Aber so wohl darf es Dir nicht werden. Unsere Eltern haben den ganzen Familienvorrath an Leichtsinn für mehrere Generationen vorausverbraucht. Für Dich wäre Leichtsinn ein Verbrechen. Uns ziemt es ernsthaft und vorsichtig zu sein wie alten Leuten, und ich will dafür sorgen, so gut ich kann, daß Du . . . aus der Art schlägst und nicht einen, ja nicht einen einzigen leichtsinnigen Streich begehst. Du nicht . . . und ich auch nicht!

So dachte das Mädchen, und nachdem sie dem jüngeren Bruder gegenüber ihre mütterlichen Vorsätze im Stillen noch einmal bekräftigt hatte, sagte sie laut: „Schmähe meine Schriftstellerei nicht, Eginhart. Du brauchst sie nicht zu überschätzen. Ich selber denke bescheiden davon, ach, so bescheiden . . . aber wie geringfügig auch die Sächelchen sein mögen, die mir Modeblätter und Frauenzeitungen abnehmen, sie sind es doch, die den heruntergekommenen Hausstand noch einigermaßen fortfristen. Diese kleine dumme Schreibfeder da gibt mir . . . und denen dort drüben zu leben . . . schlecht zu leben, aber doch zu leben . . . und darum soll sie mir lieb und werth sein . . . und auch Du kannst ein bischen Respect vor dem unscheinbaren Handwerkzeug haben.“

Sie hatte, vor dem Schreibtisch stehend, bei den letzten Sätzen die Feder zur Hand genommen und sie drückte nun leise einen flüchtigen, aber zärtlichen Kuß darauf. Es war eine unwillkürliche Bewegung ohne alle Affectation, ohne irgend theatralischen Nachdruck, schlicht und recht von einer ehrlichen Empfindung geboten. Und also wirkte sie auch auf den Lieutenant.

Er stand in der nächsten Minute neben ihr, preßte die schönen Schultern der sich von ihm Wegdrehenden, wie er sie zu fassen kriegte, an seine Brust und rief, die Lippen immer wieder in die schwarzbraunen Haare drückend: „O Du Gute, Du Einzige, sei mir nicht bös. Und sei bedankt für Deine unendliche Liebe und Güte! . . . Es thut mir immer so weh, wenn ich über den Vater Schlimmes höre . . . Ich mag es auch aus Deinem Munde nicht hören. Aber ich weiß, daß Du für uns alle sorgst, wie eine Mutter, mehr als eine Mutter, denn der unsrigen ist es nicht gegeben, für andere zu sorgen, Du mußt es für sie . . . Und Gott weiß, wie Du dieser schweren Aufgabe gerecht wirst mit diesen kleinen süßen molligen Pfötchen.“

Runhilt ließ sich auf den Stuhl fallen, wie eine Erschöpfte, und wollte seinen brüderlichen Liebkosungen wehren. Er aber kniete vor sie hin und behielt ihre Hände in den seinen und küßte sie ein um das andere

Mal: „Laß mich nur,“ sagte er, „ich muß Buße thun, weil ich auch nur einen Augenblick vergessen konnte, was Du für uns bist . . . Wie Du's nur anfängst, mit diesen kleinen Fingern so kluge Sachen zu schreiben!“

„Ach, Eginhart,“ sprach das traurige Mädchen, „sie sind nicht viel werth die klugen Sachen, nicht mehr werth, als daß sie uns nothdürftig zu essen geben . . . Mich selber widern sie oft an, diese Albernheiten, die ich denen zu lieb hinsudeln muß, die sie bei mir bestellen, diese Modebriefe, diese Schneiderinnenprotocolle, diese aus den Fingern gesogenen eleganten Berichte von Concerten, die ich nicht gehört, von Paraden, die ich nicht gesehen habe, und Anderes mehr. Ich möchte gar nicht, daß man erführe, Deine Schwester verfaßte solche Maculatur. Aber Talent hab' ich, ja, das weiß ich und weiß, daß ich was anderes, was Besseres, daß ich etwas machen kann, das soviel werth sein soll, wie alle die Modewaaren der heutigen Litteratur, die man kleinen und großen Kindern zu Weihnachten zierlich gebunden unter die Tanne legt. Aber wie viel Stunden hab' ich denn im Jahre frei für ein künstlerisches Schaffen, das sich nicht gleich und sicher bezahlt? O, wenn ich erst einmal durch wäre, wenn ich erst einmal einen Namen von litterarischem Klang hätte . . . ja, dann sollten sie mich so leicht nicht einholen . . .“

„Gewiß nicht, mein Mädel,“ rief der zärtliche Bruder, der seine Runhilt anstaunte, wie herrlich sie war in der Zuversicht des heiligen Feuers, das aus ihren blauen Augen blitzte und ihre schöngeschweiften Lippen noch lieblicher schwang.

„An die heilige Kunst,“ fuhr sie fort, „darf ich nur in freien Stunden denken, wenn der Kochtopf nothdürftig versorgt und der Krämer und Bäcker über der Straße bezahlt sind. Oh, wenn Du wüßtest, Eginhart, was das für eine erbärmliche Existenz ist, die hier geführt wird . . . Gott erhalte mir Gesundheit und Geduld . . . sonst geschehen böse Dinge . . . sie geschehen vielleicht trotzdem auch . . . Mache nur Du mir keine Streiche! Um des Himmelswillen nicht, Egi. Oder wirf mich gleich vorher ins Wasser, wo es am tiefsten ist.“

„Nein, nicht ins Wasser werfen, auf den Händen tragen, Du Einzige!“ rief der Lieutenant. „Ich schwör' es Dir zu, hoch und heilig, ich will Deine Sorgen nicht vermehren. Gewiß niemals! Du brauchst Dich um mich auch nicht zu sorgen. Ich komme schon durch.“

„Mit Deiner Lieutenantsgage, armes Hähnchen?“ fragte das Mädchen bitter lächelnd.

„Ja doch, mit der Gage und den drittehalb hundert Mark, die mir als Zinsen vom Erbtheil, das die Großtante für uns festgelegt hat, zugehen.“

Runhilts Gesicht überflog ein rasches Zucken. So rasch, daß es der Bruder kaum bemerkte, der unverdrossen, halblächelnd fortfuhr: „Brillant geht es einem dabei natürlich nicht. Aber braucht denn das jeder zu merken? In der kleinen Garnison lebt es sich billig. Gesellschaftliche Verpflichtungen legen einem dort nicht viel Depensen auf. Freilich, wenn es ab und zu doch eintrifft, daß man zu Bürgermeister Hinz oder auf das Gut von Kunz oder gar zu einer Regimentsfestlichkeit geladen wird, na, dann muß man sich eben zweimal das warme Abendbrod unterschlagen und die Kosten auf Glaceehandschuhe verwenden. Und wenn trotz aller Sparsamkeit gegen Ende des Monats die Markstücke doch zu früh alle geworden sind, je nun, dann nährt man sich die letzte Woche von Brod allein. Das schmeckt gar nicht übel und bekommt vortrefflich bei starker körperlicher Bewegung. Es thät mir weh, wenn ich eine Frau hätte, der ich nicht jeden Tag Braten und Wein auftischen könnte, aber ein einschichtiger Kriegsmann, ein gesunder Junggeselle, wie ich, was schadet es dem? Bin ich erst Oberstlieutenant, will ich mich schon entschädigen. Aber ein Lieutenant soll auf Taille halten. Also keine Sorgen meinetwegen! Ich fresse mich schon durch oder auch ich hungere mich durch. Zu Grunde geh' ich nicht."

„Du lieber, armer Junge!" sagte Runhilt, dem

Bruder mit der Hand über den glatten Scheitel streichelnd. Seine lustigen Worte heiterten sie nicht auf, denn sie dachte an das, was sie ihm noch zu sagen hatte und was so schwer über die Lippen wollte. Obwohl sie nichts merken zu lassen meinte, fühlte Eginhart doch, warum sie jetzt schwieg, und ihre Hände pressend, sprach er: „Und nun fasse Muth, Schwesterherz, und schütt' es aus, was Dich erfüllt, sag' mir Alles! Alles, hörst Du?"

„Ich muß ja," erwiderte das Fräulein von Leuburg und strich die Haare, die ihr unter Eginharts Liebkosungen losgegangen waren, aus dem elfenbeinfarbenen Gesicht. „Es ist nicht genug, daß Du Dich brav und nüchtern und durchaus ehrbar benimmst, Du mußt auch ihn abhalten, daß er sich nicht auf Schleichwege begibt, wo er einen Schatten auch auf Deinen stillen Pfad wirft . . ."

Es war ihr merklich schwer geworden, das zu sagen. Sie kämpfte mit den Worten, die sich nicht willig ergaben. Eginhart hörte ihr staunend und erblassend zu. „Ihn?" rief er, „und Du meinst den Vater?"

„Ja, den mein' ich," antwortete Runhilt kaum hörbar.

„Um Gottes Willen! was treibt er denn jetzt?" fragte der Lieutenant und beugte sich vor, als wollt' er die kommenden Worte noch ungesprochen der Schwester von den Lippen lesen.

Diese sagte: „Nach allerhand verunglückten Versuchen — Du weißt es wohl noch nicht — ward der Vater Stadtreisender in Wein.

„Mucke nicht so junkerlich auf, mein guter Eginhart, man kann Weinreisender sein und dabei der ehrenwertheste der Menschen . . . Auch treibt der Vater dies Geschäft nicht unter unserem altadeligen Namen, sondern unter einem artigen Pseudonym . . . ähnlich wie ich, die ich mit irgend einem pikant klingenden Mocknamen schlechte Zeitungsartikelchen in die elegante Welt schicke. Hieß ich nicht schon „Reine de Saba“ oder „Kunz von der Rosen,“ „Yum=Yum,“ „Bébé“ oder gar „Der Fürst von Nebenan“? Warum sollte sich unser Papa nicht schlechtweg Leulingen nennen und reinen Wein verkaufen an ehrliche Kunden?“

„Schauderhaft!“ sagte Eginhart, aber es klang leise wie ein kleinlauter Seufzer.

„Es ist nicht nach Deinem Geschmack,“ fuhr das Mädchen fort, „ich begreife das, aber wenn weiter nichts dabei wäre, würd' ich kein Aufhebens davon machen und mit Ergebung sagen: so geht sie hin, die Glorie des altwerdenden Jahrhunderts. Aber . . .“

„Noch ein Aber?“ rief der Soldat und zwischen den zuckenden Lippen sah man jetzt die blanken Zähne schimmern, wie bei einem zornigen Thier,

das des Neckens müde wird. „Schieß doch endlich einmal los in Teufels Namen.“

„Rufe den Satan nicht! Er hat ohnehin seine Kralle mit im Spiel,“ antwortete Runhilt. „Bringt's das Geschäft so mit sich oder haben schlechte Kerle dem Vater nur zum Schein das Geschäft, wie einen falschen Aushängeschild, angeheftet . . . mir wurde neulich ein Wink gegeben, auf wohlwollende, aber kaum mißzuverstehende Weise, der Vater steht in Beziehungen zu gewissen Geldmännern, zu Leuten, die auf hohe Zinsen leihen, und zu diesem Zweck Bekanntschaften von leichtlebigen, leichtsinnigen jungen Herren zu machen lieben, die im Drange der Umstände die Art der Schuldverschreibung nicht so genau ansehen, daß ihre Unterschrift durch Bedenken verzögert würde . . .“

Eginhart schlug die Hände vor dem Munde zusammen. „Schlepper für Cravattenfabrikanten und Halsabschneider? unser Vater? der Prachtmensch, den ich immer wie ein Muster ritterlicher Ehre angebetet habe? Runhilt, wenn das wahr ist . . . ich schieß' mich todt.“

„Frevle nicht und vor Allem sieh nicht schwärzer, als es ohnehin schon ist. Nimm Deine fünf Sinne zusammen und behalte den Kopf oben. Sonst ist alles auf einmal hin. Ich habe noch nicht herausbringen können, daß der Vater wirklich einen oder

andern Thunichtgut einem dieser Hals- und Ehrabschneider zugebracht hat. Aber eins ist gewiß, er verkehrt alltäglich mit Leuten, die Ehrenscheine von Offizieren und Beamten in Händen haben, mit Leuten, die gerichtsbekannter Maßen ein Dutzend Existenzen ruinirt haben, mit Buchmachern und professionellen Spielern, die in keinem fashionablen Club ihre Karten mischen, sondern in Cavalleriegarnisonen herumziehen und in verschwiegenen Hôtels ihre Bänkchen auflegen . . ."

„Aber wenn das ruchbar wird, bin ich ja unhaltbar im Regiment, der Sohn eines Mannes, der . . . Begreifst Du denn das nicht?"

„Gewiß begreif' ich das. Und weil ich das begreife, hieß ich Dich hierher kommen, auf die Gefahr hin, daß Du das Reisegeld zu leihen nehmen und dafür acht Tage länger nur Brod essen müßtest. Bis jetzt ist noch kein Unglück geschehen, so viel ich weiß, obwohl erst heut Nachmittag so ein hoffnungsfreudiger Jüngling hier gewesen, der Dörten und Jetten wie einer vorgekommen ist, der die Vermittelung des Vaters — und nicht um Rothspohn einzuhandeln — brauchte. Aber das kann Mägdetratsch sein. Thatsache ist, daß der Vater allabendlich in einem großen Bierlokal in der Friedrichstraße an einem berüchtigten Tisch sitzt, der nicht viel anders als eine Börse solcher dunklen Ehrenmänner ist, die

sich von Bauernfängern nur dadurch unterscheiden, daß sie nicht auf Bauern warten, sondern auf Läufer und Springer . . .“

„Sage mir, mit wem Du umgehst . . .“ warf Eginhart ein, ohne den bekannten Satz zu vollenden, und legte das Gesicht in beide flache Hände.

„Eben darum muß er aus der Gesellschaft heraus. Und das zu bewirken, brauche ich Dich.“

„Mich, sein Nesthäkchen?“ rief der Lieutenant.

„Ja, Dich!“ antwortete jene bestimmt. „Wenn ich ihm mit Bitten und Zumuthungen aufrücke, schüttelt er mich streng oder lachend ab. Er heißt mich die Thüre sofort von draußen zumachen, oder er kneift mich in die Backen, nennt mich seine vielgeliebte Gouvernante, die aber doch von Dingen predigte, die sie weder verstände noch die sie was angingen, und in Zorn oder Zärtlichkeit, das Ergebniß ist allemal dasselbe und jeder Anlauf fruchtlos. Du aber bist nicht nur sein Sohn, Du bist Offizier, wie er gewesen ist, und kannst ihn bei der Ehre packen. Stell' ihm das Bild deutlich vor Augen, was aus Dir unverschuldet wird, wenn er seiner Pflichten gegen sich und Dich vergißt und des eigenen Namens und Standes unwerth wird. Frag' ihn, was dann aus Dir werden soll und wie er das verantworten will. Laß' Dich nicht verblüffen und laß' Dich nicht abweisen, zwing' ihn, daß er sich

entscheidet und bindet auf Ehrenwort, heut in der Nacht noch, klar und deutlich. Du darfst und kannst nicht warten, und das Ehrgefühl ist die einzige schöne Regung, die noch in ihm wach ist und wirkt. Dir, dem Kameraden und Stammhalter, kann er nicht vorsingen, daß Du von Ehre nichts verständest und ihm mit Deiner Altweiberlogik und Pensionsmädchenmoral vom Halse bleiben möchtest. Also ficht für Dich. In der heutigen Nacht muß es sich entscheiden, ob Du Soldat bleiben kannst und einen unbefleckten Namen behalten willst oder nicht. Also nimm Dich zusammen, faß' ihn fest, daß er Dir nimmer ausweichen kann, und thu' Dein Bestes. Es gilt."

„Ja, ich will es," sprach Eginhart. Dann schwieg er, die Arme auf den Knieen, die Hände ineinander gelegt. Sie sah ihm an, daß er darüber nachdachte, wie er es am besten anfinge, dem alten Herrn ins abgebrühte Gewissen zu reden, daß er von der Ueberzeugung erfüllt war, er kämpfte um Existenz und Ehre, und es bliebe ihm nichts anderes übrig, als die kindliche Scheu zu überwinden und sich dem drohenden Unglück mit aller Kraft entgegenzustemmen.

Auch Runhilt schwieg, um den Nachdenkenden nicht zu stören. Sie betrachtete, jetzt erst ruhiger geworden, mit liebevollen Blicken den Bruder, der ihr in den anderthalb Jahren, seit sie ihn nicht ge-

sehen hatte, aus einem sorglosen Jüngling zum ernststrebenden Manne gereift schien. Ach, nur allzu ernst für seine dreiundzwanzig Jahre! Aber es mußte so sein.

Die schlanke, doch so sehnige Gestalt, der freie Blick, das auch in seiner Kürze so üppige Haar, das braungebrannte Angesicht mit der blühweißen Stirn, soweit sie Helm- und Mützenschild vor der Sonne deckten, der dunkle Rock mit dem rothen Kragen und den goldblanken Knöpfen — ach, es dünkte sie wohl der Mühe werth, dem prächtigen Menschen zu bewahren, was ihn glücklich und selbstbewußt machte, ja trotz Entbehrungen und immer wiederkehrenden Sorgen selbstbewußt und glücklich.

„Mach' Dir's bequem," sagte sie nun. „Es kann lange währen, bis Papa nach Hause kommt."

„Laß' nur," antwortete er, „ich fühle mich bequem auch so, und wenn Papa unversehens eintritt, so soll ihm nur gleich des Königs Rock ins Auge fallen . . . Aber weißt Du, was mir lieb wäre? Wenn Du mir irgend was zu trinken gäbst."

„Soll ich Dir Thee brauen?"

„In Gottes Namen Thee."

„Aber ohne Zucker und Sahne, Egi. Deine Schwester mag ihn nicht anders, und jetzt ist es zu spät in der Nacht, die Magd fände keinen Laden mehr offen."

„Ich nehme was und wie ich es von Dir bekomme, Schatz.“

Während Runhilt über dem kleinen Gaskocher das Theewasser erhitzte, ging der junge Mann, die Hände auf dem Rücken, im Stübchen auf und nieder. Er mochte sich wohl hundert Mal dieselbe Scene ausdenken, die ihm so peinlich war. Der Sohn den Vater belehrend, es war die verkehrte Welt. Und er vergötterte diesen Vater und wäre am liebsten auf den Knieen vor ihm gelegen. Ein Gespräch zwischen den beiden Geschwistern kam nicht mehr recht zu Stande.

„Was hast Du?“ fragte Runhilt einmal, da sie den Bruder kopfschüttelnd stille stehen sah.

„Eine Million haben sie gehabt! Eine ganze Million Mark und noch ein Bischen darüber. Denke Dir das mal aus. Und alles haben sie verjuckt. Mir geht's nicht aus dem Kopf . . . Es muß ganz hübsch sein . . . Was thätest Du wohl, wenn Du eine Million hättest, Runi?“

„Wenn ich sie hätte? Ich würde meinen Bruder zur Cavallerie versetzen lassen.“

Sie lachten Beide, aber es kam keinem von Herzen.

„Dir fallen die Augen zu,“ rief endlich Eginhart. „Geh doch zu Bett.“

„So lange Du da bist, nicht, und Du mußt dableiben, bis Du Papa gesprochen hast. Er steht

früh auf. Ahnt er erst, was Du von ihm willst, entwischt er Dir, ehe der Tag graut, und kommt in den nächsten achtundvierzig Stunden nicht zum Vorschein . . . Aber ich will mich auf das Bett legen und die Augen zumachen, damit Du Dich beruhigst."

Sie that, wie sie gesagt. Eginhart hielt sich still, bis sie wirklich einschlummerte. Dann betrachtete er die geliebte Gestalt, deren üppige Formen der Schlaf nur verschönte, und dachte bei sich: wie dumm die Männer sind! Welch' einen Schatz würde der heben, der Dich zum Weibe nähme. So hast Du alle Anwartschaft, eine alte Jungfer zu werden, bloß weil unsere Eltern von der Million nichts übrig behalten haben. Wer freit heutzutage einen Engel, wenn er nicht mehr hat, als eine Handvoll Thaler, die ihm noch von der Großtante zur Ausstattung festgelegt wurden. An die konnten sie nicht rühren. So wenig wie an die meinigen . . . Aber wer weiß . . .

Auch ihm wurde das Denken allmälig schwieriger. Er legte den Kopf auf den Schreibtisch und schlief auf dem harten Stuhl sitzend ein.

Auf einmal fuhren sie beide in die Höhe mit zwinkernden Augen. Von der Küche herüber vernahm man Geräusch. Der Wasserhahn sprudelte laut in der Stille der Nacht, und es ging Jemand auf dem Gange hin und wieder.

„Er ist da," sagte Runhilt sich aufrichtend. „Geh'

hinüber, rasch, noch eh' er Nacht macht. Gott mit Dir! Brauchst Du mich, so rufe mich. Zunächst sprichst Du wohl besser allein mit ihm. Was Du ihm zu sagen hast verbietet Zeugen."

Der Bruder drückte der Schwester stumm die Hand, knöpfte rasch die Uniform zu, ging hinaus und klopfte sacht an der Küchenthür.

„Nuni? Bist Du's?" fragte der Rittmeister, der noch dabei war, sich den Waschkrug voll frischen Wassers laufen zu lassen.

„Diesmal bin ich es nur, Papa," sagte der unerwartete Besucher, die Thür aufdrückend und flog dem Vater, der sofort den Krug bei Seite setzte, um den Hals.

„Teufelsjunge, wo kommst Du her? Ha, ha, ist das eine Freude! Flink zu mir herüber. Du mußt mir gleich erzählen. Laß nur den Krug stehen. Doch nein, nimm ihn mit. Ich will Dir kalten Grog machen, kalten, aber steifen! Das ist doch zu famos, daß Du da bist! . . . Wie lang bleibst Du? Dich führt doch kein Verdruß im Dienst nach Berlin?"

Diese und andere Fragen sprudelten nur so von den Lippen des erfreuten Mannes, während er in seine Stube voranleuchtete. Aber dem Sohn, der mit dem vollen Wasserkrug hinterdrein schritt, wollte es scheinen, als ginge der alte Herr nicht ganz sicher.

Er hatte wohl gezecht heut Abend — oder er war sehr müde . . .

Die Aufklärung ließ nicht lang auf sich warten. Leuburg goß Cognac in ein Wasserglas, und als ihm der Sohn in den Arm fiel, mit der Bitte, die Mischung nicht zu verschärfen, rief jener: „Es ist guter ächter, französischer Cognac. Du darfst es mir glauben.“

„Ich glaub' es, aber ich bitte, noch mehr Wasser . . . so . . . Ich brauche einen klaren Kopf und ein ruhiges Herz.“

„Ah?“ rief der Vater, den Korken in die Flasche drehend, „willst Du morgen dem Kriegsminister aufwarten?“

„Vielleicht,“ entgegnete Eginhart, der noch nach einem Worte suchte, daran das unvermeidliche Gespräch schicksam angeknüpft werden möchte.

„Da trink. So ist es ein ganz famoser Schluck.“

„Danke, Papa.“

„Eigentlich ist es schade!“

„Was ist schade?“

„Daß Du nicht ein paar Stunden früher gekommen bist, Lieutenant meines Herzens. Hättest Dich riesig mit uns amüsirt . . .“

„Mit wem?“

„Na . . . mit einer fidelen Herrengesellschaft. Haben einem schönen Dutzend Sectpullen die Hälse

gebrochen. Haha, es ging hoch her, und hätt' ich Dich dabei gehabt, da hätte mir der Mumm erst geschmeckt . . . haha."

Der Alte warf sich in einen Lehnstuhl und streckte einen Fuß nach dem andern in den Stiefelzieher. Die braunpolirte Holzgabel mit hellen Messingbeschlägen zeigte an der Seite den aufgeklebten Stempel des Gerichtsvollziehers, wie er außen auch an der Wange des Lehnstuhls recht sichtbar angebracht war.

Eginhart übersah ihn nicht und traurig, aber so sanft, als es seiner Stimme nur möglich war, fragte er: „Sect, Papa? Erlauben das unsere Verhältnisse?"

„Ach was, meine lumpigen miserablen Verhältnisse erlauben mir gar nichts . . . nichts und alles, wie Du willst. Haha! Ich habe keine Lust zu verbauern und zu verhungern oder mich mit der Morphiumspritze zu betäuben, wie Deine arme Mutter . . . Es leben die Dummen! Die Dummen haben das Glück. Und den Sect haben sie auch. Und wenn die Dummen Sect bezahlen wollen, den theuersten, der da ist im Café Bauer, warum soll ich ihn nicht trinken? Und warum soll ich nicht Sect trinken, wenn die gescheiten Leute Sect bezahlen? He?"

Der Lieutenant sah nun freilich, daß der Vater nicht mehr ganz nüchtern war, er fragte sich einen

Augenblick, ob er nicht besser thäte, das Gespräch auf eine spätere Stunde zu verschieben, wenn jener ausgeschlafen haben würde. Aber er verwarf rasch jeden Aufschub als moralische Feigheit. Der alte Herr war noch vollkommen bei Verstande, und wenn durch seine Erregung das Gespräch noch schwieriger, noch peinlicher werden mochte, als ohnehin gewiß war, jede Zögerung konnte unter obwaltenden Umständen das Verhängniß beschleunigen. Da war wirklich Gefahr im Verzug, und nun hatte er ja das Wort, daran er, was er mußte, knüpfen konnte. Also fragte er ungesäumt, aber wieder ganz sanft:

„Wer hat denn heute bezahlt, die Dummen oder die Gescheiten?“

„Beide!“ lachte der Vater und schlüpfte in seine Pantoffel.

„Und wer zumeist?“

„Was interessirt es Dich?“ rief Leuburg, und wandte sich von dem Spiegel, davor er sich Halstuch und Kragen abknöpfte, zu seinem Sohn um. Der aber sah in diesem Augenblick so ernsthaft, so liebevoll aus, daß jener wider Willen seine Antwort ergänzte und etwas behutsam die Worte folgen ließ: „Cahn und Mosche werden wohl das Meiste bezahlt haben. Aber, Donnerwetter, die machen wieder ein gutes Geschäft.“

„Vater,“ rief Eginhart jetzt in anderem Ton und

trat mit gefalteten Händen auf ihn zu. „Du kneipst mit Leuten wie Cahn und Mosche? und in öffentlichen Localen?“

„Warum denn nicht! Ein Paar höllisch gescheite Kerle die! . . . Zwei von den allergescheitesten in ganz Berlin.“

„Das sind doch die Buchmacher, die vorig Jahr . . .“

„Jawohl,“ rief Leuburg ärgerlich. Was fiel dem Jungen ein, ihn so auszufragen! Mit einer trotzigen Gebärde schritt er an ihm vorüber.

„Diese Menschen sind nicht werth, daß ein Mann wie Du sich mit ihnen an einen Tisch setzt . . . geschweige gar mit seinem Glas an ihres stößt. Ich versichere Dich, Papa.“

„Hör' mal, derlei Sorgen kannst Du getrost mir überlassen, mir allein.“

„Nein, Papa.“

„Oho!“

„Entrüste Dich nicht. Sei gut, Papa. Bedenk' es, Cahn und Mosche haben mehr als eine vernichtete Existenz auf dem Gewissen.“

„Ach was, die Dummen sind dazu da, über die Ohren gehauen zu werden. Feste druff!“

„Papa! . . . Lieutenant Schalken in meinem Regiment haben sie total ruinirt. Der arme Kerl ist jetzt drüben in Amerika und fährt als Kutscher.“

„Es sind bessere Leute als Dein thörichter Schalken nicht Major geworden.“

„Schalken war ein begabter, liebenswürdiger, reizender Mensch. Er ging den Wucherern mit einer Spielschuld ins Garn. Leichtsinnig war er. Aber daß er den Leichtsinn mit seiner ganzen Carrière bezahlen mußte, das sollte den Hunden auf das Gewissen drücken bis an den jüngsten Tag.“

Eginhart hatte, von der Erregung, die ihm in allen Adern kochte, hingerissen, die letzten Worte laut und eindringlich ausgerufen. Wenn er auch in keinem Ton den Respect gegen den Vater verletzte, so hörte dieser aus den Reden des Sohnes doch die Entschiedenheit eines festen, bestimmten Entschlusses heraus. Ohne daß es der Andere ihm zu sagen brauchte, wußte er in diesem Augenblicke ganz genau, warum der Lieutenant nach Berlin gekommen sei, und daß ihn nichts anderes aus seiner Garnison hergejagt habe als die Verzweiflung über des Alten Thun und Treiben und die Nothwendigkeit, ihn auf einen anderen Weg zu bringen.

Es war ganz still geworden in Karl Anton Ehrenfrieds Zimmer. Er ging aufgeregt, bald die Fäuste ballend, bald die Finger lang von sich streckend, aus einer Ecke in die andere. Der Sohn stand bescheiden bei Seite am Tischchen neben dem Lehnsessel. Er schwieg, aber er wandte kein Auge

vom Vater. Er wußte, daß er genug gesagt hatte, um in der verwandten Seele diejenigen Gedanken aufzuwecken, die nur zu lange darin geschwiegen hatten. Und er wollte diese Wirkung in kindlicher Liebe und Bescheidenheit abwarten, froh, wenn er nicht mehr zu sagen gezwungen würde.

Es zuckte in des Alten hagerem Gesicht. Als Eginhart das sah, hätte er die Hände aufheben und bitten mögen: Verzeihe mir, Vater, und wir wollen nicht weiter von der Sache reden. Aber er durfte jetzt nicht sanfteren Gefühlen nachgeben. Es galt nicht nur seine Zukunft, es galt auch die des Vaters und die Ehre des Hauses.

Da donnerte der Rittmeister plötzlich seines Unmuths nicht mehr mächtig los: „Ich weiß, was Du willst, ich weiß, was Du sagen möchtest und es nicht zu sagen wagst. Jawohl, es ist eine Schandhundebande, in der ich verkehre, jawohl, es ist eine Schmach, daß ein Kerl, wie ich, daß ein Leuburg, ein Rittmeister, ein eisernes Kreuz mit solchen Wucherern und Spielern umgeht, als wären sie seines Gleichen. Pfui und dreimal pfui darüber! Aber was bleibt mir noch übrig? Da schau Dich um! Alles versiegelt und beschlagen. Nicht eine Nachtjacke ist mehr mein Eigenthum. Morgen oder übermorgen können sie mir alles, aber auch alles, was ich nicht gerade auf dem Leibe trage, wegnehmen. Ich wundere

mich alle Tage, wenn ich heimkomme, daß ich noch etwas zu essen auf dem Tisch finde. Und Schulden hab' ich, wohin ich sehe. Dringende, drückende Schulden. Du hast keine Ahnung davon, wie es mir geht. Nicht unverdient, meinetwegen. Ich weiß, ich bin das Unglück der Familie, Deins, Runhilts, Mamas Unglück. Und ich hab's doch mit keinem schlecht gemeint. Aber an meinen Fingern klebt Pech. Was ich anrühre, mißlingt. Was ich anfange, führt zu keinem guten Ende. Ein Pechvogel wie ich sollte nicht leben. Aber ich bin doch nun einmal da. Ich weiß nur, ich muß Euch helfen. In meiner verzweifelten Lage kann ich mir allein nicht helfen. Wenn mir Cahn und Mosche, wenn mir der Teufel und seine Großmutter hülfen, willst Du mir wirklich zumuthen, sie anzuschreien: Apage! ich lasse mir von Euch nicht unter die Arme greifen? Nenn' es meinethalben wie Du willst in Deinem Tugendstolz, aber mir muß geholfen werden, und ich will mir helfen lassen."

„Aber um welchen Preis, Vater!"

Ehrenfried schlug die Faust auf den Tisch und rief im Gefühl seines Unrechts froh, sich entrüstet stellen zu dürfen: „Wie meinst Du das? Um welchen Preis? Noch hat mir Niemand etwas zugemuthet, was eines Leuburgs unwürdig gewesen wäre. Noch hab' ich nichts gethan, dessen ich mich

vor meines Gleichen zu schämen hätte. Ich verbitte mir solche Zumuthungen. Ich bitte mir mehr Respect aus, Herr Lieutenant."

Er schrie, wie Leute schreien, die sich heillos im Unrecht wissen und darin wie um Hilfe schreien, wenn auch mit falschen Worten. Er schrie so laut, daß es Runhilt, angstvoll an ihrer Thüre lehnend, hörte. Sie streifte rasch die Schuhe ab und schlüpfte auf Strümpfen über den Gang. Es litt sie nicht mehr in so banger Einsamkeit. Sie wollte dem Bruder nahe sein, und ein Unglück verhüten, wenn es drohte. Aber in das Zimmer des Vaters zu treten wagte sie darum doch noch nicht. Sie stand auf der Schwelle, drückte die Stirn an die Wand und faltete die Hände wie zum Gebet.

Derweilen sprach Eginhart in ehrerbietiger Stellung und herzlichem Ton: „Lieber Vater, verzeihe, wenn ich meine Worte so ungeschickt gesetzt habe, daß sie mich in falschen Verdacht bringen. Nie hab' ich von Dir etwas Schlechtes geglaubt. Aber es handelt sich nicht darum, was ich glaube, auch nicht einmal darum, was Du thust, sondern wie die Leute Dein Thun auslegen und beurtheilen. Es ist ja leicht möglich, daß die Mosche und die Cahn und wie sie sonst heißen, keine solchen Schurken sind, wie die Leute glauben . . ."

„Ja doch, es sind Schurken!" schrie der Alte,

„und wenn ich mit Schurken verkehren will, wen geht das was an?“

„Mein Regiment, die Vorgesetzten Deines Sohnes, meine und Deine Kameraden, Vater.“

Der alte Rittmeister war wie vom Donner gerührt bei diesen Worten. Er fuhr mit den Händen durch die Luft und faßte sich an den Kopf. Er trat schleppenden Schrittes an den Tisch vor, fiel auf die Knie und verbarg sein Gesicht in den Arm, den er auf die Platte gelegt hatte. Auch Runhilt draußen vor der Thüre hörte sein lautes Schluchzen.

Es schnitt Eginhart in die brave Seele. Er stürzte auf den Vater zu, kniete neben ihn und umschlang ihn mit beiden Armen, als gält' es einen Versinkenden aufzuhalten. „Vater, Vater!“ rief er, „nicht so, nicht so! Ich bitte Dich! Aber ich konnt' es Dir nicht ersparen. Was soll aus uns allen werden, wenn ich diesen Rock ausziehen muß und aus einem solchen Grunde! Man spricht über Deinen Umgang. Ich kann es nicht ändern, ich darf es Dir nicht verheimlichen. Aber laß meinen Obrist eine darauf bezügliche Frage thun, laß irgend einen Offizier im Regiment nur eine unliebsame Anspielung machen, und ich kann geh'n. Wohin geh'n, Vater, alsdann? Ich bitte, ich beschwöre Dich, hab' ein Einsehen! Kein Mensch verkehrt ungestraft mit Schurken. Unehre färbt ab . . .“

Der Alte sprang mit fechtenden Händen auf. Eginhart wollte seine Worte wieder beschönigend umhüllen, seine Pietät betonen, aber jener ließ ihn nicht mehr zu Worte kommen. „Jawohl!“ schrie er, „Unehre färbt ab. Wem sagst Du das, mein armer Sohn! Sie hat nur allzusehr von ihrer schlimmen Farbe auf mich übertragen. Ja, ich bin Dein Unglück. Ja, es darf nicht so fortgehen. Und weil ich nun doch einmal im Schuß nach der falschen Seite bin, wie eine rollende Kugel, so gilt es nur mit einer andern Kugel, wie im Billardspiel, gegen meinen unglücklichen Narrenlauf vorzustoßen. Dann wird ein anderer Weg genommen. Wart' nur, Egi, Du sollst den Rock nicht ausziehen. Es ist genug, daß ich ihn meiner Zeit hab' ausziehen müssen. Du hast noch einen Vater, und Dein Vater hat Dich noch lieb . . .“

„Vater!“ rief der Lieutenant jetzt aus voller Brust und klammerte sich an ihn mit aller Kraft. Aber er hätte den außer sich gebrachten Mann, der ein Kästchen aus der Schublade und aus dem Kästchen eine Pistole gerissen hatte, am unseligen Thun kaum gehindert, wenn nicht in derselben Secunde Runhilt ins Zimmer gelaufen und dem Lebensüberdrüssigen in den freigebliebenen rechten Arm gefallen wäre.

Ihr hatte die Gefahr geschwant, die den Vater

an den Rand der Verzweiflung bringen mußte, wenn er seiner Lage unverwandt ins Gesicht zu schauen gezwungen ward. Ohne zu überlegen hatte sie schon während der letzten Reden die Thürklinke in die Hand bekommen und hatte nur auf den rechten Moment gelauert, dem Bruder zu Hilfe zu eilen.

Der Vater wand sich wie ein Wüthender in den Armen seiner Kinder. Runhilt vermochte ihm das Mordinstrument nicht zu entreißen, und Eginhart wagte ihn nicht anders zu fassen, als er ihn gepackt hielt, aus Furcht, sowie er ihn losließ, würde der Unselige Herr seiner Gebärden werden. „Laßt mich," schrie dieser, „es ist mir nicht anders zu helfen. Früher oder später muß es ja doch sein. Besser heut. Ich bin bei Stimmung. Und dann seid Ihr die Sorge los."

Endlich gelang es Eginhart doch, die drohende Hand zu haschen und ihr die Pistole zu entwinden. Nun hing sich Runhilt an des Vaters Hals, und dieser bemerkte sie erst jetzt. Er schickte sie barsch hinaus, was hätten Weiber bei nachtschlafender Zeit an den Thüren zu horchen und sich einzumischen! Dann sah er ihr genauer in die Augen und sagte: „Du hast ihn wohl kommen lassen. Ich kenne Dich in Deiner Sorgsamkeit für uns alle, Du, Du . . ."

Aber sein Drohen ward weich, und von all der Aufregung überwältigt, schlang er die Arme um sein

Kind und drückte es weinend an sich. Es schmiegte sich weinend an ihn.

Sie schwiegen alle Drei, bis der Alte mit müder Stimme anhub: „Ich bin jetzt ganz ruhig, Wuth und Weindunst sind von mir ausgefahren, ich sehe klar und genau, wie's steht. Und darum sag' ich Euch, laßt mich mit dem Jammer ein Ende machen. Es hilft Dir und mir nichts anderes. Macht es doch die Mutter gerade so. Nur langsam, viel zu langsam. Ich mag diesen langsamen Selbstmord nicht. Laßt mich Knall und Fall ein Ende machen, wie es sich für einen alten Cavalier und Soldaten noch ziemen mag. Alles andere ist Unsinn. Wie ich gesagt habe, früher oder später wird es doch nothwendig. Also besser früher, eh' ich noch tiefer sinke und Dich, meinen Eginhart, mit mir reiße. Findet Euch in den Gedanken und laßt mich gewähren."

„Ist es denn gar so unerschwinglich viel, was Du schuldest?" fragte der Lieutenant.

„A bah! Unerschwinglich! Ein Bettel! Mosche verspielt in einer Nacht mehr und zwinkert darum nicht mit einer Wimper. Aber für den, der nichts hat, ist jede Bettelsumme eine unerschwingliche. Mit lumpigen fünftausend Mark wäre mir geholfen."

„Wirklich?"

„Ich brauche nicht einmal soviel auf den Tisch zu legen.“

„Aber, Vater, ich habe noch von der Großtante her sechstausend Mark. Sie hat ja in ihrem Testamente für mich wie für Runhilt die gleiche Summe festgelegt. Runhilt's Theil soll nicht angetastet werden. Nein, das soll es nicht, denn es ist ihre Aussteuer und hat dem Mädel zu verbleiben. Aber ob ich alle Jahr die paar hundert Mark mehr zu verzehren habe oder nicht, das macht mich nicht mager und nicht fett. Ich bin mündig, ich kann jetzt über das Geld verfügen. Nimm das Zeug und erleichtere Deine Lage und sei wieder unser alter fideler Papa, wie Du es in unsern Kinderjahren gewesen bist.“

Der also Angeredete sagte kein Wort. Seine Blicke gingen in Eginhart's Gesicht herum, blieben bald an den Augen, bald am Mund, bald an der Stirn oder den Wangen haften und irrten wieder weiter. Es schien ihm offenbar unmöglich, die Beute fahren zu lassen, und doch sah er die Art nicht, wie er sie sich vorwurfslos zu eigen machen sollte. Er war fest entschlossen zu nehmen, was ihm so großmüthig geboten ward, die letzten Groschen seines eigenen Sohnes, welche die Schwester seiner Mutter für diesen unantastbar festgelegt hatte, damit sie dem Großneffen der eigene Vater nicht vor der Zeit vergeuden könnte — und es versagten sich ihm

auch die Worte, mit denen das Geschenk angenommen und bedankt werden mußte.

Plötzlich kam es wie Erleuchtung über ihn, die ihm ein anständiges Zögern ermöglichte. Er sagte kurz und bündig: „Und was dann?"

„Dann athmest Du auf, und es wird schon weitergehen," rief Eginhart.

Runhilt aber sprach: „Ich glaube bestimmt, daß Dir die Bureaustelle im ‚Invalidendank' zugesprochen werden wird."

Ein bitteres Lächeln flog über die Züge des alten Herrn.

„Das Weingeschäft mußt Du aufgeben, Papa. Dabei ist kein Segen," fügte Runhilt bittend hinzu.

„Ja, das mußt Du mir versprechen, Papa, und die gewisse Gesellschaft auch. Das ist meine Bedingung," sagte der Sohn, den Arm um den Hals des Vaters schlingend.

Und dieser überhastete die Antwort: „Ja, das versprech' ich Dir, mein Egi. Darauf kannst Du Dich verlassen. Hand darauf."

Er athmete ordentlich erleichtert auf. Da war ja das schickliche Wort schon gefunden und gegeben. Er hatte angenommen, ohne sich zu demüthigen, ohne dem Jungen gegenüber mehr Umstände, mehr Aufhebens zu machen, als nöthig war. Er hatte sich freilich den Dank erspart bis jetzt. Aber mußten es

Worte sein? Er nahm seines Eginharts Kopf in beide Hände, küßte ihn ab und sagte ihm: „Gott vergelt es Dir, mein Junge!“ ins Ohr.

„Nun geh schlafen, Papa. Es ist spät, und morgen früh wollen wir zum Notar, unser Geschäft in Ordnung zu bringen. Nachmittag heißt es wieder in die Garnison zurück. Gute Nacht. Ich will auch schlafen gehen.“

„Gute Nacht, gute Nacht, mein Sohn,“ sagte der Alte, aber seine Hände kamen von denen des jungen Mannes nicht los, und in seinen Augen lag etwas wie Mitleid und Bedauern.

„Was machst Du da?“ rief er nun und wandte sich nach Runhilt um, die die Pistole heimlich zu sich zu stecken suchte. „Oho, mein Mädel, das laß nur! Aus diesem Zimmer darf nichts genommen werden bei Strafe der Veruntreuung.“

Und er wies auf den Stempel des Gerichtsvollziehers, der auf dem Pistolenkasten angebracht war wie auf dem Schaft der Waffe auch.

„Sei's drum!“ sagte die Tochter und zuckte die Achseln, während sie den Kasten und dann die Schieblade, in der er lag, abschloß und die Schlüssel zu sich steckte. Mit einem lauten: „Gute Nacht, Vater, ich will auch ruhig schlafen,“ küßte sie ihn auf die Wange. Dann zog sie den Bruder an der Hand mit sich fort in ihr Stübchen.

„Du legst Dich hier schlafen,“ sagte sie mit dem Finger nach ihrem Bette weisend.

„Aber wo bleibst denn Du die Nacht?“

„Sorge Dich nicht um mich. Noch haben sie uns ja nicht alle Sophas weggepfändet.“ Sie raffte einen Plaid, ihren Schlafrock und ein Kissen unter den Arm und sah sich im Zimmerchen um, ob der Bruder noch etwas brauchte.

Dieser ergriff sie bei der freien Hand und rief: „Runi, Du bist so gut! Du wirst auch auf den Vater glücklichen Einfluß haben.“

Sie zuckte traurig lächelnd die Achseln, aber er fuhr zuversichtlich fort:

„Ich meine nur, das Blatt müßte sich endlich wenden und nach all dem vielen Unglück auch wieder das Glück uns lachen. Dir, Du Allerbeste, müßt' es vor Allen lachen, und Dich entschädigen und Dir einen lieben, braven Mann geben . . .“

Er stockte und sah sie fragend an, die ihn jetzt so seltsam ansah.

„Worüber lachst Du, Runi?“

„Ueber mich selber, Egi.“

„Warum?“

„Denk' Dir, Deine Schwester war acht Tage lang verliebt . . . Aber ganz kindisch und unsinnig verliebt. In einen fast unbekannten Sterblichen.“

„Ah bah! . . . und es ist schon wieder aus?“

„Seit heut Abend. Ja.“ Und sie lachte dazu.

„Nun, ist es der nicht, wirst Du einen anderen, einen besseren Mann kriegen.“

Runhilt schüttelte das Haupt, daß die losgegangenen Flechten wild um das runde Gesicht schlugen. „Ein fünfundzwanzigjähriges Mädchen ohne Vermögen, ohne alles? Wo denkst Du hin in unserem praktischen Jahrzehnt!“

„Nun, Du hast zwar kein Vermögen . . .“

„Ach, nein!“ und sie lachte wieder.

„Aber es werden doch überall mehr Mädel geheirathet, als die Vermögen haben. Und dann, Du hast doch immerhin Deine Aussteuer. Ich hatte eine Todesangst, daß auch Du Dein Bischen Geld dazu werfen und dann kahl dastehen würdest. Gott sei Dank, daß das Meinige genügte.“

„Was meinst Du, Brüderchen?“

„Nun, daß Dir noch Großtantchens letzte Vorsicht zu Gute kommt und Dir Deine Aussteuer verbleibt. Es müssen doch jetzt auch circa sechstausend Mark sein. Nicht?“

„Du meinst das Geld, was die Großtante für mich festgemacht hatte?“

„Ja gewiß, Runi, das mein' ich.“

„Schäfchen,“ sagte die Lachende und tätschelte des Bruders Wange. „Ich hab' es nicht einmal so lange behalten wie Du. Ich war gerade vierzehn

Tage mündig gesprochen, da hatte er es schon in Händen."

„Der Vater?! . . . und hat es verthan?"

„Wie alles andere . . . Wie er auch Dein Letztes verthun wird, armes Schäfchen. In einem halben Jahre sind wir auf demselben Punkte, wo wir heute gestanden mit ebenso viel Kindesliebe als ungeheucheltem Entsetzen . . . Aber es wird nicht anders, wenn wir uns auch den Rest der Nacht um die Ohren schlagen. Darum schlaf ein, Egi, schlaf süß, wie Du 's verdienst."

„Gute Nacht, Runi," sagte der Lieutenant, ohne seine Stellung zu verändern, und er stand noch eine Weile so da, gesenkten Hauptes vor sich hinstarrend, mit abwärts gestreckten Händen, bis denn doch die Müdigkeit ihn zusammenknickte und ihm alle Gedanken entwand.

Derweilen war die Schwester ins andere Zimmer hinübergegangen, hatte das Kissen in die Ecke des grünen Plüschsophas geschleudert, vor dem am Nachmittage Dietrich von Rabenegg so rathlos dagesessen war, hatte ihre Kleider abgeworfen und sich von den Füßen bis zum Hals in den alten Plaid gewickelt. Mit einem tiefen Aufathmen aus voller Brust that sie die Augen zu, um dreißig Secunden später in festem Schlaf zu liegen.

Sie war auch die erste von den Dreien am Morgen

wach und besorgte für alle den Kaffee, denn die junge Magd verstand sich nicht darauf, und Dörte, die die Nacht bei ihrer Herrin zubrachte, pflegte in den ersten Tagesstunden so fest zu schlafen, daß man sie mit Böllerschüssen nicht hätte erwecken können.

Als sich Eginhart im Laufe des Vormittags von seiner Schwester verabschiedete, um mit dem Vater den bewußten Gang zum Notar zu machen, hielt sie ihn noch einen Augenblick zurück und sagte: „Nun noch einen guten Rath und erweise mir noch eine kleine Gefälligkeit, dann kehre mit Gott in Deine Provinz zurück und denke mein in Liebe."

„Das will ich, aber nun sprich rasch."

„Behalte Dir von dem Gelde, das Du dem Vater zu cediren gehst, ohne Gewissensbisse vier- bis fünfhundert Mark zurück. Der Alte überläßt sie Dir mit Wonne, und Du hast für alle Fälle einen Nothgroschen. Wer weiß, wozu er noch gut sein wird. Und wär' es für ein Kajütenbillet zweiter Klasse nach Amerika oder für eine neue Uniform, wenn Du eine reiche Frau bekommst. Ich habe es damals auch so gemacht . . . mir ein Ballkleid gekauft. Mein allerletztes, wahrscheinlich. Es hat mir doch Freude und ihn nicht ärmer gemacht."

„Und was willst Du noch?"

„Daß Du dieses Packetchen an seine Adresse bringst."

„Du meinst, auf die Post . . .?"

„Nein, das mein' ich nicht, Eginhart, sondern, daß Du's dem Herrn Adressaten persönlich überreichest mit zwei freundlichen Worten, es sei von Deiner älteren Schwester, und Du schätztest es Dir zur Ehre u. s. w."

„Das soll ich . . .!"

„Ja, Du! Ich bitte Dich darum. Ich bilde mir ein, Du würdest mir Glück bringen, der alte Knasterbart würde es früher lesen und freundlicher beurtheilen, wenn ein so schmucker Lieutenant, wie Du, es ihm in die Hände legte. Bei wichtigen Schritten läuft der Aberglaube gleich nebenher. Schrecke den meinen nicht ab und thu mir die Liebe."

„Das ist also sehr wichtig?" fragte der Bruder, indem er das Packetchen noch unentschlossen in der Hand umdrehte.

„Unsagbar wichtig!" antwortete Runhilt.

„Nun, dann will ich thun, was Du verlangst. Verlaß Dich drauf. Jetzt zum Vater und leb' wohl!"

Sie schüttelten sich herzlich die Hände. Dann eilte Eginhart hinaus. Runhilt sah blicklos über Spree und Wiesen und Neubauten hinweg, bis sie fühlte, daß ihre Augen getrocknet waren. Dann ging sie zur Mutter hinüber, die sie mit der weinerlichen Frage empfing: „Wo bleibt denn Dörte?"

Zweites Buch.

Aus dem Frühling war Sommer und aus dem Sommer Herbst geworden. Die vor der Hitze auf das Land geflohenen Großstädter kehrten allmälig zu den daheimgebliebenen minder glücklich begüterten Einwohnern zurück. Die Postboten trugen schon wieder Einladungen zu Thees und Diners aus. Auf dem Dönhoffsplatz blies ein häßlicher Wind den Staub in großen grauen Wolken in die Commandantenstraße hinein. Ein paar Herrenhüte, ein neuer von schwarzem Filz und ein ausgedienter von verschossenem Stroh, tanzten bald neben-, bald übereinander gar fröhlich in der Wolke davon, und hinterdrein in ganzen Schwärmen stoben gelbe Blätter, während die grünen und rothen noch an den Bäumen des Schmuckplatzes hingen, aber vor Angst und Noth nur so flatterten und zitterten.

In den Redactionszimmern der „Neuen Zeitung“ wurden bereits die Oefen geheizt. Im Uebrigen

hatte sich in den fünf Monaten hier oben nichts geändert. Dietrich von Rabenegg und Siegfried Löwenherz saßen noch immer einträchtig neben einander an ihren Schreibtischen im stattlichsten Zimmer der Schriftleitung. Letzterer „machte" noch immer „Alles", und der Andere, was ihm jener zu machen übrig ließ, während die kleineren Geister in den schmucklosen Stuben die grobe Redactionsarbeit besorgten.

Draußen war ein grauer Tag und drinnen graue Stimmung. Es gab viel zu thun. Die Depeschen hagelten heute nur so auf den Redactionstisch, aber keine enthielt die ersehnte merkwürdige Neuigkeit, die man in Eile, den anderen Blättern zuvor, hätte auftischen oder zu einem jener Leitartikel hätte verwenden können, von dem ganz Berlin noch anderthalb vierundzwanzig Stunden sprechen sollte. Dietrich hatte trotz eines vierwöchentlichen Erholungsaufenthalts an der See kein neues Meisterwerk ausgeheckt. Daran war nach seiner Meinung nur die herzaushöhlende, geisttödtende Taglöhnerei des berufsmäßigen Zeitungsschreibens Schuld, was er diesem Beruf mit unverhohlener wachsender Abneigung vergalt.

Den praktischen Siegfried störte das wenig, so lang der „gefeierte Dichter" seine Schuldigkeit nicht schlechter that, als jeder andere gemeine Zeilenschinder.

Und Dietrich hütete sich wohl, bei aller ehrlicher Abneigung den Zweig, auf dem er doch geborgen saß, mit muthwilliger Hand abzusägen und sich aus eitel Unmuth um ein regelmäßiges Einkommen zu bringen, während die Tantièmen seiner vorjährigen Komödie nicht mehr flossen und eine neue nicht einmal auf seinem Schreibpapier, geschweige denn auf dem Theaterzettel stand.

Die beiden Federn kratzten um die Wette, und über den beiden Köpfen qualmten die Cigarrenwolken in einander, so daß man hätte meinen können, die Köpfe selber rauchten von einem heiligen oder anderem Feuer. Plötzlich gab Doctor Löwenherz, der die Blätter eines fertigen Leitartikels zusammenhäufelte, laute Worte von sich.

„Hören Sie mal, Baron,“ sprach er, „da hab' ich neulich (in der Rundschau glaub' ich . . . oder war es im Westermann?) eine Novelle hab' ich gelesen . . . ein ganz famoses Ding! . . . Na wirklich! Zucken Sie nicht so geringschätzig mit den Falten Ihrer Denkerstirne. Es ist so, wie ich Ihnen sage, und Sie sollten sich als Redacteur mit mir ärgern, daß Ihnen so etwas entgangen ist. Denn die Erstlinge, die gemeinhin doch das Beste sind, was den meisten Leuten einfällt, geben sie in der Regel billig dahin, schon durch die langersehnte Oeffentlichkeit, das sich schwarz auf weiß Gedrucktsehen reichlich be-

zahlt. Haben sie aber mit dem Erstling Erfolg, dann steigt das Bedürfniß nach anderem Entgelt zu Kopf, und sie verlangen für die schlechteren Nachgeborenen horrende Preise."

„Der Verlust, den Sie heute zu beklagen sich anschicken, wird wohl nicht so groß sein," brummte Dietrich unter dem Schnurrbart über die kratzende Feder hin. Es regte ihm jedesmal die Galle auf, wenn der Nachbar seine Ansichten über die zeitgenössische Litteratur ihm an den Kopf warf. Er that dies immer unerbeten, und es mangelte ihm dabei die Anmuth wie die Rücksicht auf den Mitstrebenden.

Das wußte Löwenherz, und darum legte er erst recht mit jenem collegialen Behagen los, das dem Nebenmann seine Ueberlegenheit zu fühlen gibt; und so auch heute. „Ich kann Ihnen nur wiederholen, ich hätte die Arbeit sehr gern in unserem Blatte gesehen. Und der Eigenthümer der Zeitung auch. Ich gab sie ihm zu lesen. Er versteht zwar nichts davon, aber er ist ganz weg vor Bewunderung."

„Werde gleichfalls weg sein, wenn Sie befehlen," antwortete Rabenegg, ohne von seiner Schreiberei aufzusehen.

„Wer weiß! Es hindert Sie vielleicht nur ein rein menschliches und ächt künstlerisches Gefühl . . ."

„Das wäre?"

„Was ich so den Brodneid des Unbewußten nenne . . . Na, na, nichts für ungut. Ich bin auch nicht frei davon. Niemand ist es. Man gibt ihm meist nur andere Namen, spricht von principiellen Gegensätzen, antipodischen Naturen, anderer Richtung . . . Apropos, Richtung. Die Verfasserin bildet sich offenbar auch ein, zu den Naturalisten und Modernsten zu gehören, legt sogar ausdrücklichen Profeß ab von ihrer strengsten Observanz; aber die angeborene Anmuth des weiblichen Geistes und der anerzogene Geschmack eines vornehmen Milieus bewahren sie, ohne daß sie es merkt, vor all den Geschmacklosigkeiten, in denen Ihr, wie Schulkinder in einer Pfütze, wonnetrunken herumtrampelt, daß alle, die vorübergehen, sich von oben bis unten bespritzt sehen. Ihr schreit sie dann an: das ist das Leben! Das Publicum aber antwortet Euch: das ist Eure eigene Unart und etwas in Regenwasser aufgeweichter Straßenschmutz! Es schickt seine Kleider zum Fleckputzer und Euch zum Teufel. Durch diese neue Arbeit aber scheint die Sonne, die auch der Kröten in den Pfützen sich erbarmt und sie wie Gold glänzen läßt in den Augen der Menschen, ohne zu lügen, nur indem sie sie beleuchtet. Ihr aber könnt nicht beleuchten und darum sagt Ihr: es ist alles finster hienieden und der Sonnenschein eine Lüge.“

„Sie schwärmen ja ordentlich. Wie Ihnen das zu Gesicht steht, Collega! Köstlich!“

„Vielleicht schwärmen Sie auch noch. Lesen Sie doch erst.“

„Eine Frauenzimmerleistung? ohne das redactionelle Muß? davor sei Gott!“

„Ihr eigener Schade!“ rief Löwenherz und wendete sich wieder seiner ausgegangenen Cigarre und einer neuen Arbeit zu. „Da es aber der Redaction nicht gleichgiltig sein kann, von talentvollen Anfängern gute Manuscripte für mäßige Honorare zu erwerben, wird Sie vielleicht auch noch das redactionelle Muß, wie Sie sich ausdrücken, zur Bekanntschaft mit der Dame treiben.“

„Und wie heißt denn diese Unvermeidliche?“

„Sie kennen Sie, glaub' ich persönlich. Ich meine mich wenigstens zu erinnern, als hätten Sie mir, vor einem halben Jahr ungefähr, ihren Namen genannt . . .“

„Ich?“

„Ja, Sie. Kennen Sie nicht eine Dame Namens Leuburg-Jettlingen?“

Jetzt schlug Rabenegg mit der flachen Hand auf den Tisch und gönnte sich eine herzhafte Lache. „Das nennen Sie eine junge Anfängerin? Ahaha!“

„Ein Backfisch ist es natürlich nicht mehr. Sie selber in Ihrer männlichen Ueberlegenheit waren

wohl mit siebzehn Jahren auch noch kein Schriftsteller. Wann hört man denn bei Ihnen auf, ein junges Frauenzimmer zu sein? Mit zwanzig wohl? Und Sie wollen ein Kenner sein? Ach, daß Gott erbarm!"

„Nennen Sie doch dies alte Reff nicht immer ein junges Frauenzimmer. Das ist ja zum Heulen."

„Altes Reff? die Leuburg?! Kennen Sie sie denn?"

„Ich sah sie einmal und floh nach fünf Minuten was zwei Trambahnpferde laufen konnten."

„Dann waren Sie, mit allem Respect zu melden, an jenem Tage betrunken oder verrückt . . ."

„Herr College!"

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung. Aber ich sah Fräulein von Leuburg erst jüngst in einem befreundeten Salon, und auf Ehre, mich brauchte man nicht lange zu bitten, sie wiederzusehen."

„Fräulein von Leuburg?" fragte Dietrich, dem jetzt die zähen Schuppen von den Augen zu fallen begannen.

„Jawohl. Wenn die über sechsundzwanzig alt ist, dann will ich den ‚Kleinen Kürschner' mitsammt dem Einband aufessen, den Sie übrigens nachschlagen können, um sich über das Alter der Dame zu belehren. Denn es sieht doch kein Frauenzimmer ihr opus 1 gedruckt vor sich liegen, ohne sich des andern

Tags beim deutschen Litteraturkalender als zur Zunft gehörig zu melden."

Dietrich hatte bei diesen Worten schon das genannte Hilfsbuch ergriffen und blätterte nach dem langen Namen, darüber das Gespräch verstummte, denn der Chefredacteur hatte nicht mehr Zeit zu verschwätzen, als er dem freundschaftlichen Bedürfniß, seinen Nachbar zu verdrießen, bereits geopfert hatte. Und dieser war auf einmal ganz von dem beschämenden Bewußtsein erfüllt, eine unverbesserliche Uebereilung begangen zu haben.

Der jüngste Jahrgang des Litteraturkalenders enthielt in der That den Namen Leuburg-Jettlingen. Der alte, der von Dietrich vor fünf Monaten zu Rathe gezogen worden war, hatte ihn noch nicht enthalten. Jetzt las er ihn und mit wachsendem Staunen die drei Zahlen des Geburtstags dahinter. Der neueste Stern germanischen Schriftthums war am 1. Mai fünfundzwanzig Jahr alt geworden, und daß es die einst von ihm gesuchte und keine andere war, bewies zum Ueberfluß die Angabe der Wohnung, derselben Wohnung, in der er so ganz etwas anderes als sein Traumbild gefunden hatte. Werke waren noch keine verzeichnet.

Ihn wandelte ein außerordentlicher Ingrimm gegen seine Thorheit an. Wäre ihm nicht gerade jetzt der unverschämte Löwenherz gegenübergesessen

mit der lauernden Miene triumphirender Spottlust, er hätte sich den dicken kleinen Kürschner eigenhändig an den Kopf geworfen.

So legte er ihn sanft bei Seite und fing eifrig zu schreiben an, den baaren Unsinn zu schreiben, aber er war von vornherein damit einverstanden, diese Ausflüsse einer zappelnden Feder in den Papierkorb zu versenken. Es handelte sich nur darum, dem boshaften Collegen gegenüber sich eine gewisse Haltung zu geben und nichts merken zu lassen.

Der andere jedoch wurde es nicht zu rasch müde, seine redactionelle Ueberlegenheit dem „gefeierten Dichter“ zu beweisen, darum fing er wieder an: „Der Eigenthümer unseres Blattes wird um so mehr darauf dringen, die Dame für unser Feuilleton zu gewinnen, als er glauben darf, daß sie mehr auf gute Behandlung als großen Lohn sehen werde. Die Jettlingen gelten gemeinhin für sehr wohlhabend. Der gute Küntzel hat vor Zeiten mit einem der ihren ein Geschäft gemacht und scheint sich dessen mit Zufriedenheit zu erinnern. So dürfte denn auch dieser Sproß zu den Schriftstellerinnen gehören, die das Schreiben, Gott sei Dank, gar nicht nöthig haben. Um so nöthiger haben wir solche Schriftstellerinnen. Lassen Sie sich also diese Feder nicht entgehen, wenn Sie ihr über kurz oder lang einmal begegnen.“

„Wo denn?“ warf Rabenegg von einem Schreibtisch zum anderen hinüber.

Allein Löwenherz, dem es Spaß machte, seinen Berufsgenossen in der Schwebe hängen zu sehen, sagte nichts als: „Das findet sich. Ihr seid ja von einer Rasse.“

Dann schwieg er und kritzelte hastig weiter. Auch Dietrich schwieg und vernichtete schweigend den Bogen, den er in der letzten Minute mit Tinte bestrichen hatte und auf dem in klarer großer Schrift die Worte standen: „Aber ich habe es ja der alten Frau gesagt, daß ich des Briefes wegen käme, und sie gefragt, ob sie eine schriftstellernde Tochter, Nichte oder sonstige Verwandte habe. Allein das Scheusal schlief und brummelte nur immer wieder dasselbe wirre Zeug von ihrem Gatten, den ich erwarten sollte.“

Er zerriß das Blatt in hundert Fetzlein und warf sie in das flammende Ofenfeuer. Nach dieser kurzen Bewegung, die sich der Feuilletonredacteur zur Beschwichtigung seines Unmuths gönnte, war zwischen den beiden von der Angelegenheit nicht weiter die Rede. Die beiden Federn kritzelten eintönig weiter, und die beiden Cigarren verqualmten langsam in dünnen Raucharabesken gegen die Stubendecke, bis der Eigenthümer der Zeitung eintrat und beide Schreibenden Glimmstengel wie Stahlfeder für

einen kurzen Augenblick auf den Tisch legten, um ihren Brodgeber zu begrüßen.

In der nächsten Minute arbeiteten beide wieder schweigend fort, als wenn sie nach wie vor allein wären.

Gerhard Küntzel war mit einem schlichten „Guten Abend, meine Herren,“ ohne anzuklopfen, zur Thüre hereingekommen, hatte sich dann auf einen Stuhl in der Ecke niedergesetzt, etliche Zeitungsblätter und offenen Briefe, die er in der Hand gehabt, über seine Kniee gebreitet und sah nun mit verschränkten Armen den beiden Männern zu, wie sie so arbeiteten, wie sie sich scheinbar mühelos die Gedanken aus dem Kopf zogen und für den Druck aufs Papier warfen.

Er beneidete sie um ihrer Arbeit willen, um diese Leichtigkeit geistigen Denkens und Leistens, er, den jene um seinen Reichthum beneideten, und er kam jeden Abend für eine Viertel- oder halbe Stunde zu seinen beiden Chefredacteuren ins Bureau, um sie in aller Stille also zu betrachten, zu bewundern, sich gewissermaßen mit den beiden, die er überschätzte, eins zu wissen und sich doch so getrennt von ihnen zu empfinden.

Dabei unterschätzte er sich keineswegs. Er hatte eine halbdunkle Ahnung davon, daß er gewisse Dinge besser verstand, als diese vollbewußten Herren, von denen der eine ihm durch sein Wissen und seinen

Witz, der andere durch seine Manieren und sein Talent imponirte. Er wußte sogar ganz genau, daß von den Fragen, die an ihn herantraten, er einen großen Theil ganz selbständig beantworten müßte, wenn diese Antworten für ihn zum Vortheil ausschlagen sollten. Aber es gab wieder andere Fragen, in denen er mit seinem gesunden Menschenverstand allein sich nicht zu helfen wagte. Solche besprach er mit seinen Redacteuren, um nach mehrstündigem Wortwechsel doch oft das gerade Gegentheil von dem zu thun, was sie ihm auf den Kopf zudictirten. Aber er war doch feiner geworden, während er sich an diesen rauhen Geistern gerieben hatte. Also wurden diese abendlichen Besuche in der Redactionsstube für ihn Gewohnheit und Nothwendigkeit.

Gern hätte er die Hälfte seines Vermögens gegeben, hätte er damit von dem einen seine akademische Bildung, von dem andern seine cavalleristische Sicherheit erkaufen können. Das war ja freilich unmöglich. Allein gewiß würde er mit Vergnügen jedem dieser im Stillen bewunderten Menschen sein Gehalt verdoppelt und verdreifacht haben, hätte er sich in allen Stücken, die ihm nicht gleich geläufig waren, beim einen oder beim andern rückhaltlos Rath, Belehrung und Beispiel erholen dürfen. Doch das war auch nicht möglich. Denn jene hatten sein Vertrauen abgeschreckt und eingeschüchtert, und er hielt zu viel

auf seine Stellung und Bedeutung, als daß er sich diesen spottlustigen übermüthigen Beamten gegenüber in seiner ganzen hilfsbedürftigen Geistesnoth hätte zeigen und sein Uebergewicht und Ansehen hätte aufs Spiel setzen mögen.

Die beiden Redacteure hatten wohl so eine gewisse Witterung davon, daß der ehrenwerthe Küntzel nicht immer gleich alles verstand, was sie ihm vortrugen, und besonders Löwenherz versäumte es dann nicht, seine Rede mit Fremdwörtern und technischen Ausdrücken zu überladen, daß dem simplen Brodgeber Hören und Sehen verging. Aber er war doch die Macht, von der man abhing, ein sein Ziel immer genau im Auge behaltender und manchmal etwas rücksichtsloser Herr, dazu ein im Grunde gescheiter Kerl, der — in seiner Naivetät, wie sie sagten — manchmal überraschend das Richtige traf.

Man durfte den Bogen nicht überspannen und ihn nicht merken lassen, wie niedrig man ihn taxirte, aber so ein bischen sein Müthchen an ihm kühlen, an dem Bauernsohn, der das viele Geld ererbt und aus dem Vielen („wie es eben sich von selbst versteht") mehr gemacht hatte, das that den beiden Zigeunern gar wohl. Und wenn es nur ein paar falsche lateinische Citate waren, die sie ihm während der Unterhaltung an den Kopf warfen, um, wenn er fort war, sich in Gelächter über seine Unwissen-

heit auszuschütten, es war doch so ein luperkalisches Vergnügen, das sich die Arbeitssklaven des Capitals — wie sie Löwenherz zuweilen in socialdemokratischer Anwandlung nannte — zur Herzstärkung vergönnen zu müssen glaubten.

Ein Mann, der jahraus, jahrein, im kaufmännischen Getriebe erfolgreich wirkt, der Fabriken leitet und hunderte von Menschenkräften beschäftigt, von Lastträgern und Botenläufern herauf bis zu studirten Herren, der hat keine vierundzwanzig sentimentalen Stunden im Tag. Aber die eine am späten Abend gönnte sich Gerhart Küntzel, wie sich ein anderer eine Billardpartie oder eine Wagenfahrt ins Grüne gönnt. Da saß er denn auf seinem Stuhl in der Ecke und sah ein Weilchen den Schreibenden zu, die nie einen orthographischen Fehler machten und kein Conversationslexikon aufzuschlagen brauchten, wenn sie einen Leitartikel oder eine Kammerverhandlung ganz begreifen wollten. Dann brachte er schicklich und bescheiden seine Bedenken gegen die letzte Nummer vor, ließ sich berichten oder belehren, wie's kam, und schloß sich dann in sein kleines Bureau ein, um die eigene Zeitung vom ersten bis zum letzten Wort zu lesen und mit Hilfe einer kleinen, aber sicheren Bibliothek von Anhalts- und Nachschlagebüchern auch zu begreifen. Wenn er dann von seinem Stuhl aufstand, hatte er das erhebende Bewußtsein, von dem

Blatt, das auf seine Kosten gedruckt wurde, soviel zu verstehen als irgend ein anderer seiner Leser und sich ein Theilchen mehr von dem beneidenswerthen Zauber angeeignet zu haben, den er Bildung nannte.

Es war ja auch eine Art sich weiterzubilden, eine etwas mühsame und zeitraubende, aber da sie sich an und mit seinem Eigenthum vollzog, immerhin anregender und erquicklicher, als dem schwerfälligen schamhaften Menschen irgend eine raschere und systematischere gewesen wäre.

Nachdem Küntzel etwa zehn Minuten schweigend vor sich hingeraucht hatte, war Rabenegg mit seiner Arbeit zu Ende gediehen. Er schichtete seine Papiere, gab dem Druckerjungen kurzen Auftrag und trat dann zu seinem Brodherrn heran, um ihn vor dem Fortgehen noch in eine kleine nützliche Unterhaltung zu verwickeln oder sich von ihm in eine solche verwickeln zu lassen, wie üblich war.

Der Gedanke, Küntzel möchte ihm von Fräulein von Leuburg-Jettlingen und ihrer Novelle reden, hatte heute seiner Arbeit zu rascherem Abschluß verholfen. Aber Küntzel kam mit keiner Silbe auf die Dame, noch viel weniger auf die Nothwendigkeit, diese Kraft für das Feuilleton zu erwerben, so daß Dietrich immer näher und näher der Vermuthung rückte, Löwenherz habe ihn nur wieder einmal durch

ein vom Zaun gebrochenes Gespräch über zeitgenössische Litteratur zum Narren gehabt.

Worüber Küntzel heute von Rabenegg Aufschluß hören wollte, das waren zunächst durch die letzten Londoner Rennberichte angeregte Pferdefragen und dann einige Personalien von neuengagirten Mitgliedern (weiblichen Mitgliedern natürlich) der königlichen Oper und der Vorstadtbühnen.

In beiden Gebieten war ja Rabenegg Sachverständiger und Küntzel sein gelehriger Schüler und dankbarer Zuhörer. Mit den naiven Sinnen und der strotzenden Kraft des Bauernenkels, hatte er doch auch die ganze Neugier des Emporkömmlings in sich. Er liebte schöne Pferde und schöne Weiber, und wenn auch keine dieser Passionen ihn zu dummen Streichen verleitete, die er seiner Lebensweise und Bedeutung unwürdig erachtete, so sollten doch auch gewisse Vortheile, die ihm seine Stellung im hauptstädtischen Verkehr und sein Reichthum boten, nicht ungenossen an ihm vorüber ziehen. Er begab sich mit einer gewissen Vorsicht und Zurückhaltung auch auf diese Gebiete. Aber leben und leben lassen, war darum nicht minder sein menschenfreundlicher Grundsatz.

Er stand vom Stuhl auf, da Rabenegg zu ihm trat. Vielleicht waren Küntzels Altvordern den Ahnen Rabeneggs vor Zeiten zu Frohnden und Erb-

lasten verpflichtet gewesen. Wenn man die beiden jetzt vor einander stehen sah, den früheren Offizier und den ehemaligen Dreijährigen, der es nicht über den freiwilligen Unteroffizier hatte hinausbringen dürfen, so hätte man an den übermüthigen Gebärden des selbstsicheren Dietrichs und der fast unterwürfigen Ueberhöflichkeit dieses Gerharts ablesen mögen, die Sachen stünden heute noch wie damals. Und doch war Küntzel heute der Herr und Brodgeber, und der Enkel der Geharnischten diente ihm mit seinem besten Können und Wissen.

Nun, Gerhart Küntzel war ein guter und bequemer Herr und ein hübscher Mensch dazu. Ein volles Gesicht umrahmten blondes Haar und blonder Bart, vielleicht etwas zu modisch gestutzt für diese derben, aber freundlichen Züge. Das starke Haupt stand steifnackig auf breiten Schultern und die ganze Gestalt war schwer und fest, aber durch den dreijährigen Dienst geschult und nicht ohne jene soldatische Eleganz, die einer kriegerischen Rasse sich leicht anerzieht und auch nach vollendeter Dienstpflicht sich nicht so schnell verwischt.

„Was haben Sie uns aus den Ferien mitgebracht, Herr Baron?" fragte der Hausherr, der es für gebotene Artigkeit hielt, sich regelmäßig nach dem freien Schaffen seines Redacteurs zu erkundigen, in welchem er einen leuchtenden Stern

der zeitgenössischen Litteratur sein eigen zu nennen glaubte.

Rabenegg zuckte die Achseln und meinte, es wäre nicht viel. Aber er wollte noch in diesem Vorwinter an ein neues Werk mit gesammelter Kraft herantreten.

„Das dürfte aber für diese Spielzeit doch zu spät fertig werden," meinte Küntzel wohlwollend.

„Es soll gar nicht auf die Bühne!" entgegnete Rabenegg.

Küntzel war wieder einmal in der unangenehmen Lage, seinen Redacteur nicht zu verstehen, er wiederholte daher nur fragend die eben vernommenen Worte, die ihm nicht eingingen: „Nicht auf die Bühne?"

„Nein," sprach Rabenegg und hoffte mit seiner Antwort den Andern auf jenen Gesprächsstoff zu bringen, den er vor allen erörtert haben wollte. „Ich finde, daß zur Zeit die Novellisten das größte Glück beim Publicum machen. Ich will mich auch einmal auf novellistischem Gebiet versuchen und eine größere Erzählung schreiben."

„O, thun Sie das nicht," rief Küntzel treuherzig seine breite Hand erhebend.

„Warum nicht?"

„Weil — je nun es klingt vielleicht komisch, wie ich es ausdrücke, aber es ist sehr ernsthaft gemeint

und beruht auf Erfahrung — weil Sie an der Börse nicht als Novellist kotirt sind, sondern als Dramatiker. Als solcher haben Sie alle Chancen für sich, als Novellist werden Sie keinem Vertrauen begegnen, eben weil Sie sich auf dem andern Gebiete mit so viel Glück eingeführt haben."

„Auf der Börse?" rief Rabenegg und lachte. „Ja, was geht denn mich die Börse an?"

„Sehr viel," antwortete der andere. „Ob Sie Actien zu begeben oder eine Anleihe zu lanciren haben, ob Sie ein Rennpferd sind oder ein Schriftsteller, die Börse weiß gemeinhin einen Tag vorher, ob Sie Erfolg haben werden oder nicht. In gewisser Hinsicht hat es ja ein Rennpferd besser als ein Autor, denn es kann allen Wetten zum Trotz doch zuerst am Pfosten anlangen, aber ein Theaterstück, das man am Mittag an der Börse als flau bezeichnet, wird am Abend ein mißtrauisches Publicum finden und, wenn es nicht ein ganz unerhörtes Glück hat, auch flau beurtheilt werden am Abend."

„Von den Börsenleuten, meinethalben, aber doch nicht vom Publicum, doch nicht von der Kritik."

„Lieber Baron, die Börsenleute mit dem, was drum und dran hängt, sind eben das Publicum, das Publicum der ersten Vorstellungen wenigstens. Und die Kritik? Mein Gott, Kritik und Börse beeinflussen sich wechselseitig in ganz erheblichem Grade."

„Oho!“ rief Löwenherz von seinem Schreibtisch herüber, an dem er sich, als ahnte er ein Gewitter, bis jetzt wider alle Gewohnheit schweigsam verhalten hatte.

„Ich meine es natürlich nur im besten Sinne. Der Börsenmensch fragt schon drei Tage vor der Generalprobe den ihm zufällig bekannten Kritiker: ‚Na, das neue Stück? Versprechen Sie sich was davon, he?‘ Antwortet der andere nun in seiner präsumtiven Allwissenheit: ‚Nicht viel,‘ oder nur ‚Der Mann hat bis jetzt auf der Bühne wenig Glück gehabt,‘ dann steht das Stück flau, wenn nicht erzflau. Antwortet er aber etwas wie: ‚Ich kenne es zwar noch nicht, aber ich höre, es soll ein pompöses Ding sein,‘ dann geht der andere auf die Börse und redet herum, das neue Stück von X. Y. Z. soll ein pompöses Ding sein, dessen Première nicht versäumt werden darf. Und fünf Stunden später ist für keine der drei ersten Vorstellungen ein Sitz mehr zu haben. Wenn Sie morgen ein Stück ankündigen, wird man, Ihres ersten Erfolges eingedenk, auf der Börse sagen: ‚Es soll ein pompöses Ding sein!‘ und die Tantièmen dreier ausverkauften Vorstellungen sind Ihnen von vornherein gewiß. Annoncirt Ihr Verleger aber eine Erzählung, werden etliche Leihbibliothekare natürlich darauf hineinfallen, aber das kaufende Publicum — Sie verstehen! das kaufende . . .

das ohnehin dreizehn französische Romane leichter kauft, als einen deutschen — es wird sich abwartend verhalten und sagen: ‚Warum schreibt Rabenegg Novellen? Was versteht er davon? Sein Fach ist doch das Drama!‘ Und hört man dann eines Abends, daß Sie zur Bühne zurückkehren, so heißt es am anderen Mittag: ‚Der Herr von Rabenegg ist doch längst unter die Novellisten gegangen; er muß nichts gemacht haben, nun möcht' er wieder zum Theater zurück. Flau!‘ Und unter dem Publicum verbreitet sich eine mißtrauische Stimmung, wie wenn es einen bewährten Traber, der in Weißensee zu siegen gewohnt war, auf einmal unter den Steeplechasern startend läse."

Die beiden Redacteure lachten aus vollen Hälsen über diesen Vergleich.

„Eine schöne Meinung, die Sie von der Litteratur haben, und von den Beweggründen, aus welchen sie gemacht wird!" rief Rabenegg.

„Und eine noch schönere von der Kritik, wie es scheint," fügte Löwenherz merklich gereizt hinzu.

Diesen Einwurf schien aber Küntzel erwartet zu haben, denn er trat dicht an seines Chefredacteurs Pult heran und legte einen der Briefe vor ihn hin, die er geöffnet ins Zimmer gebracht hatte.

„Meine Meinung ist die eines Illitteraten. Ich weiß das. Es kommt auch nicht auf meine Meinung

von der Kritik an, wohl aber auf die des Publicums. Hier in diesem Schreiben läßt es seine Stimme vernehmen. Recht unerfreulich. Lesen Sie das einmal, lieber Doctor."

Während der Angerufene dieser Aufforderung mit überlegenem Lächeln gehorchte, wandte sich Küntzel wieder zu Rabenegg:

„In Ihrer Abwesenheit, lieber Baron, hat der Doctor auch die Theaterkritik besorgt. Er thut dies nicht gern. Da passirte ihm denn im Unmuth die Uebereilung, daß er das Stück eines unserer angesehensten Schriftsteller verurtheilte, ohne es recht gesehen zu haben."

„Gar wohl hab' ich es gesehen," rief Löwenherz vom Pult herüber.

„Aber nicht zu Ende!"

„Hatt' ich auch nicht nöthig," ließ sich der Sitzende wieder vernehmen.

Und Küntzel fuhr zu dem andern gewendet fort: „Da haben Sie's. Warum hat er es nicht nöthig gehabt? Weil Mittags an der Börse bereits die Parole ausgegeben war: Der Autor ist ein anerkannter Erzähler, was braucht er ein Theaterstück zu schreiben! Es wird wohl nichts Rares werden. Flau! Damit ist die halbe Kritik schon geschrieben: ein Novellist, der es gar nicht nöthig hätte, uns auf dem Theater zu kommen! und Schuster bleib' bei

Deinem Leisten! Sie verstehen, Baron? Nun fand aber ein Theil des Publicums das Stück sehr unterhaltend und wirksam, es rief den Autor am Schluß ein halbdutzend Mal. Unser Löwenherz aber, der in seiner vielbeschäftigten Ungeduld den letzten Akt gar nicht mit angehört hatte, schrieb in die Zeitung, das Stück wurde mit todtenähnlicher Stille begraben. Heut rücken der Autor und der Director mit geharnischten Erklärungen uns auf die Bude und behaupten, wir hätten gelogen. Das ist für ein anständiges Blatt sehr unangenehm. Und . . . ich bin froh, daß Sie wieder da sind, Baron, und sich die Zeit nehmen werden, jedes Stück, darüber Sie uns berichten müssen, auch bis zu Ende zu hören, ganz gleich, ob es flau oder anders cotirt ist, ehe man es kennt."

„Ach was!" rief Löwenherz, der das ganze Donnerwetter lange vorher in den Knochen gespürt hatte, denn die Erklärung der beiden Männer war ihm schon bekannt geworden. „Nach meinem Empfinden ist das Stück unter todesähnlichem Schweigen zu Ende geleiert worden. Mein Empfinden ist mir maßgebend. Es konnte nach dem Vorhergegangenen gar nicht anders sein."

„Und wenn es doch anders gewesen ist?"

„So klatschten eben gute Freunde oder was weiß ich. Nach meinem Empfinden war es ein Abfall."

„Eben ein Empfindungsmensch, unser Doctor," sagte Küntzel und lachte bitter.

„Bin ich auch . . . Und hab' es bewiesen."

„Der große Trumpf!" sprach der Zeitungseigenthümer leise. Die abgenutzte Anspielung auf die alte Uebereilung eines eigensinnigen Herzens schien ihre Wirkung eingebüßt zu haben. Er wollte aber wohl selbst das Gespräch, dem er offenbar mit voller Absicht diese Wendung gegen Löwenherz gegeben hatte, nicht so weiter führen und beendete es daher mit dem gegen Rabenegg ausgesprochenen Schlußaccord: „Ersehen Sie aus alledem, lieber Baron, wie wichtig es für einen Schriftsteller unserer Tage ist, daß er seiner einmal mit Glück erwählten Specialität treu bleibt, und schenken Sie der Bühne ein so anregendes Werk, wie das erste war. Ihnen ist der Erfolg leichter gemacht als anderen, denn Sie haben die gute Meinung des Publicums für sich."

Löwenherz hatte mittlerweile die Feder hingelegt und seinen Ueberrock angezogen. „Den Herren da," rief er, mit der einen Hand auf den offenen Brief deutend, mit der anderen nach seinem Hute langend, „den Herren da wollen wir schon kommen. Die sollen sich wundern."

„Das thun sie mir schon zu viel," versetzte Küntzel ruhig und bestimmt. „Ich bitte mir aus, daß über

diese Angelegenheit kein Wort in die Druckerei geht, ich hätte es denn vorher gebilligt."

„So?" sagte Löwenherz etwas mehr betroffen, als sonst diesem guten Küntzel gegenüber seine Art war. „Dann können wir es ja beschlafen und einstweilen gute Nacht wünschen." Er zerriß ein Blatt, darauf er wohl eine passende oder unpassende Entgegnung geschrieben hatte, in vier Stücke, warf sie in den Papierkorb und empfahl sich.

„Der Vorfall ist mir sehr, sehr unangenehm," sagte nun der Eigenthümer zu dem Zurückgebliebenen.

„Er wird übermorgen vergessen sein," begütigte Rabenegg.

„Und wenn? Heut' und morgen hat doch alle Welt das Recht uns Lügner zu nennen. Ich habe dafür noch nicht die dicke Haut unseres sonst so schätzenswerthen Löwenherz. Und Sie, Baron, haben sie auch nicht. Versuchen Sie nicht, mir das Gegentheil einzureden. Dazu sind Sie zu sehr Cavalier. Aber das kommt von der Impertinenz, immer und überall öffentliche Meinung zu machen. ‚Es ist so, weil wir es so wünschen! Und ist es nicht so, dann sollte es wenigstens so sein, denn wir verstehen es allein, wie es sein sollte.' Gehen Sie mir doch mit solchen Finessen!"

Der Mann, der etwas Mühe gehabt hatte, seinem Beamten eine unangenehme Mittheilung zu machen,

fand, nun er sich die Sache so recht vergegenwärtigt hatte, aus seinem gerechten Unmuth kaum heraus. Zornig maß er die Stube mit seinen langen Schritten.

„Aber Doctor Löwenherz ist doch sonst ein so tüchtiger Mensch, eine wahre Perle für eine Redaction, wie die unsere," meinte Rabenegg in collegialem Eifer sagen zu müssen.

„Das ist er auch!" rief Küntzel. „Aber daher auch seine Ueberschätzung und Ueberhebung. Glauben Sie, ich merkte es nicht, wenn er den Ironischen spielt und sich vor Ihnen und mir über mich gewissermaßen lustig macht?"

„Aber Herr Küntzel, es fällt ihm ja nicht ein. Ohne Hänseleien kann er nun einmal weder mit noch über Jemand reden."

„Ich kenne ihn länger, wie Sie, Baron, kenne seine guten Eigenschaften besser, wie Sie sie kennen, aber auch seine schlechten. Er hält sich für unentbehrlich . . ."

„Er ist es."

„Niemand ist es. In diesem Geschäft erst recht Niemand. Der Markt ist groß. Ich habe die größte Lust, dem Uebermüthigen, der uns diese Blame zugezogen hat, den Stuhl vor die Thüre zu setzen . . . Getrauen Sie sich die Chefredaction zu übernehmen?"

Küntzel stand groß und breit vor Rabenegg und

streckte ehrlich und treu die Rechte nach ihm aus. Dietrich hätte nur zuzugreifen brauchen, und eine sichere Stellung, ein ansehnlicher Gehalt, ein großer Einfluß waren sein. Er aber besann sich nicht und sagte: „Nein!"

„Sie schlagen viel auf einmal aus mit der kurzen Silbe!" sprach Gerhart Küntzel, der nur langsam die ausgestreckte Hand wieder zurückzog, als begriffe er die Weigerung nicht.

„Ich weiß es," entgegnete der andere, „aber ich weiß nicht, ob es Sie nicht in vier Wochen, ach was, in vier kurzen Tagen schon reuen würde, eine erprobte Kraft, wie die des Doctor Löwenherz, preisgegeben zu haben und das für eine so zweifelhafte und ungenügende, wie die meinige."

„So gering denken Sie von Ihrer eigenen Kraft?"

„Durchaus nicht gering, aber es soll jeder nur das treiben, was er besser kann als andere. Ich bin kein Politiker, ich habe keine Freude an dem Für und Wider der Tagesmeinungen, ich bin nicht einmal ein Journalist, oder ich bin es doch nur wider Willen, aus Noth, weil man eben von etwas leben muß."

„Sie leben aber vom Journal und sind darum ein Journalist. Ich bin der Meinung, man gehöre allemal zu der Zunft, von deren Handwerk man lebt. Eine Thätigkeit, die ihren Mann nicht nährt, nenne

ich Liebhaberei. Und Liebhabereien treiben, die einen nicht zu ernähren im Stande sind, nenne ich Dilettantismus. Verzeihen Sie . . . aber das sind so die Ansichten eines Geschäftsmannes."

Dietrich lächelte, als wäre er für den Anderen verlegen. Dann sagte er langsam: „Ich möchte darüber nicht gern streiten. Indessen hoffe ich, daß meiner Feder Thätigkeit mich auch auf anderen Gebieten als auf dem der Tagesschriftstellerei ernähren wird."

„Sie hoffen? Hum! . . . In Ihrem Alter sollte man das bereits wissen. Oder sich nach Sicherem umthun. Es gibt ja Leute, die von freier Federthätigkeit reichlich leben . . . Daß Sie zu diesen gehören werden, lieber Baron, ich glaube es nicht!"

„Aber, Herr Küntzel!"

„Entrüsten Sie sich nicht! Ich schätze Sie sehr. Ich gab Ihnen ja eben den augenfälligen Beweis mit meinem Antrag. Es war etwas Temperament in diesem Vorschlag. Ich räume dies ein. Aber solche Anträge werden einem nicht alle Tage geboten. Ich kam mir selber dabei vor, als spräche Ihr Schicksal aus meinem unwürdigen Munde. Mög' es Sie nie reuen, dies Anerbieten abgelehnt zu haben. Das wünsch' ich Ihnen von Herzen. Aber über schriftstellerische Leistungsfähigkeit und individuelle Geschicklichkeit, mit der Feder Geld zu verdienen, hab' ich

mir, trotz meiner mangelhaften Bildung, im jahrelangen Besitz einer Zeitung, in den damit verbundenen Sorgen, Beobachtungen und Erfahrungen doch einen gewissen Blick, eine ziemlich sichere Schätzung erworben. Ich glaube, Sie wären mit Ihrer glücklichen Gabe zu repräsentiren, rasch zu fassen, sich geschmackvoll auszudrücken, ein guter Chefredacteur geworden. Sie haben Tact, Sie sind Cavalier, Sie haben Lebensart und einen gewissen Stolz, der auch die Zeitung vornehm halten würde. Eine Büberei, wie die jüngst von Löwenherz begangene —"

„Aber, Herr Küntzel!"

„Es ist nichts anderes, und Niemand achtet es als etwas anderes. Ihnen wäre dergleichen nicht passirt. Was Ihnen fehlt, hätten Sie unter meinem Beistand schon lernen können . . . Nun, Sie wollen höher hinaus. Mög' es Ihnen gelingen und zum Guten ausschlagen."

„Ich wäre Ihnen gern zu Willen, Herr Küntzel. Sie waren immer gut und treu und zuvorkommend zu Ihren Mitarbeitern. Aber ich darf darum meine Kräfte nicht überschätzen . . ."

Der blondbärtige Mann lächelte: „Sie unterschätzen Ihre Kräfte doch nicht, wenn Sie sie für meinen Antrag zu gut achten. Sie unterschätzen nur die angebotene Stellung und mein Blatt."

„Nicht doch. Sie sind empfindlich."

„O nein. Ich würde mein Angebot nach dem, was eben zwischen uns gesprochen worden ist, nicht einmal mehr aufrecht erhalten. Sowie Sie nicht, wenn auch mit gerechtem Vorbehalt, freudig auf meinen Vorschlag eingingen, waren Sie auch der Mann nicht mehr, den ich brauchte."

„Sehen Sie? Aber Löwenherz ist der Mann, den Sie brauchen."

„Mit seinem Wissen und Urtheil gewiß, mit seinem Können vielleicht, mit seinem Charakter kaum."

„Doch, doch! Und morgen werden Sie es mir danken, daß ich Sie vor einer Uebereilung bewahrte."

„Es macht schon heute dem collegialischen Sinn, der in meiner Redaction herrscht, alle Ehre," sagte Küntzel, indem er sich den Rock bis oben zuknöpfte und die Hand zum Abschied bot, aber anders als vorhin, ganz anders.

„Sie würden es gewiß bereut haben," fügte Rabenegg hinzu.

Der andere aber hielt noch seine Hand zwischen den klobigen Fingern, indem er lächelnd antwortete: „Ich habe noch nie etwas bereut, lieber Baron."

„Auch nie das, was Sie im Affect gethan oder gesprochen?"

„Das am allerwenigsten. Denn das gerade kommt aus meinem besten Innern. Und ich bin

meiner meist ziemlich sicher, auch im Affect. Gute Nacht."

Es ist doch ein ganzer Kerl unser Meister und Herr, sagte Dietrich zu sich, als er in der nächsten Minute wieder allein war, und der vertrackte Tückebold Löwenherz könnte was Gescheiteres thun, als sich über den geraden Michel lustig zu machen, weil er dreijährig Freiwilliger gewesen und noch heute nicht vor jedem orthographischen Fehler sicher ist. Die Orthographie der Lebensführung hat er los wie einer und an Tactgefühl und Rechtlichkeit ist ihm Keiner über. Der superkluge Löwenherz gewiß nicht.

Ob er recht gethan, die brillante Stelle und damit Küntzels Freundschaft und Dankbarkeit in einem Athem auszuschlagen? Der Zweifel flog ihn nur so an, um im nächsten Augenblick wieder wegzuwehen. Wenn er die Augen schloß, hörte er noch immer das Tosen des Beifall klatschenden Volkes, das ihn, jetzt war es gerade Jahr und Tag, im Theater vor die Lampen gejubelt hatte. Das war sein Beruf. Der wird ihn auch ernähren und ihm Küntzels Freundschaft und Jahrgehalt entbehrlich machen. Er war voll Zuversicht. Eine Novelle zu schreiben, daran dacht' er ja gar nicht im Ernst. Er hatte das dem Biedermann nur so vorgeschwindelt, um von der einen, der ungeschriebenen Novelle auf die andere, die bereits gedruckte und von Küntzel angeblich so hoch gelobte

des Fräuleins von Leuburg-Jettlingen zu kommen und den biederen Principal darüber reden zu machen.

Der aber hatte heute nur den Zorn über Löwenherzens voreilige Kritikasterei im Kopf und war auf nichts anderes zu lenken. Schade . . .

Warum er nur durchaus von diesem Fräulein reden und reden hören wollte? Er kannte es nicht einmal, wußte nicht, ob es blond oder braun, und hatte keine Ahnung davon, ob das, was es geschrieben, auch der Rede werth war.

Das ist zu dumm! sagte er zu sich selbst, stöberte aber dabei bereits alle Papiere auf seines Collegen Schreibtisch durch, um das letzte Heft der Rundschau zu finden.

Er fand es auch endlich, aber die Erzählung der Leuburg stand nicht darin. Sie mußte also wo anders stehen. Er suchte hastig weiter, doch ganz umsonst, und gab es endlich auf. Aergerlich ging er spät nach Hause.

Er hatte heute so viel geschwatzt, daß er ganz und gar keine Lust empfand, in einem der beliebten Gasthäuser noch andere Menschen aufzusuchen, um von ihnen angesalbadert zu werden und ihnen weitläufige Antworten zu geben.

Die kleine Junggesellenwohnung — eine Schlafkammer und ein Arbeitszimmer — die er sich nach

dem beglückenden Erfolg seiner Komödie eingerichtet hatte, war recht bescheiden, aber nicht unbehaglich. Die Wirthsleute, bei denen er zur Aftermiethe wohnte, schliefen bereits. Es war still in der Straße, still in der Wohnung, still in seiner Stube. Der kleine eiserne Füllofen ließ ein Wort mit sich reden. Auf einen Ruck an der Schraube nahmen Gluth und Wärme zu. Beim rothen Schimmer, der von seinen Kohlen ausging, fand Dietrich leicht Streichhölzer und Lampe. Und als die alte Freundin seiner Studien über den knappen Hausrath und jene Unzahl ungebundener Bücher, die einem Feuilletonredacteur zugehen, wieder ihren anheimelnden Schimmer verbreitete, suchte er sich aus dem Vorrathsschränkchen zusammen, was ein einsamer Junggeselle braucht, der nicht so ganz ungelabt nach Tages Mühen zu Bett schleichen mag.

Nun er den Pfropfen aus der Flasche zog, fiel ihm ein, was die Post etwa für ihn gebracht haben mochte am Nachmittag oder Abend. Seine Wirthin pflegte ihm die Postsachen auf den Nachttisch zu legen. Er ging sie holen in der Dunkelheit des vertrauten Raumes und brachte mit etlichen Briefumschlägen eine längliche Kreuzbandsendung unter die Lampe.

Etwas Gedrucktes. Konnten ihn die verwünschten Horibliscribifaxe nicht einmal in seiner Privatwohnung

in Frieden lassen! Hatte er nicht tagsüber genug Gedrucktes zu lesen!

Er wollte schon mit einer raschen Gelenkbewegung das unerwünschte Zeug in die Ofenecke werfen, da fiel von ungefähr sein Blick darauf, und eine seltsame Ahnung dämmerte daraus empor. Er warf es nicht von sich. Er blieb sogar mitten im Zimmer stehen, hielt den Umschlag vor sein Gesicht und fragte nachdenklich die fremden Schriftzüge, wessen Hand sie wohl gezogen habe.

Bekannte Züge waren es nicht. Sollte der liebliche Löwenherz sich wieder einmal einen unpassenden Scherz erlaubt haben? Gleichviel. Daß er einen Separatabzug der Novelle der Leuburg-Jettlingen zwischen den Fingern hielt, war für ihn kein Zweifel mehr, noch eh' er das Kreuzband losgewunden und Titel und Autor gelesen hatte. Und darüber war er der Freude voll.

Das Lämpchen breitete seinen milden Schein über ein sanft geneigtes Haupt, der Wein wartete unberührt, und der Zeiger der kleinen Stutzuhr rückte immer weiter um sein mattsilbernes Zifferblatt herum, bis endlich Dietrich von Rabenegg sich, soweit es sein Lattenfauteuil erlaubte, zurücklehnte und, das Heft noch zwischen den Fingern, laut zu sich selbst sagte: „Das ist, weiß Gott, nicht übel gedacht und gedreht. Steckt entschiedenes Talent darin. Viel

Talent. Ein ganz eigenartiges Talent . . . Auf einen weiblichen Autor hätt' ich dabei nicht gerathen. Wahrlich nicht, wenn es nicht unter dem Titel fett gedruckt stände."

Und damit sah er sich den dreitheiligen Namen lang an, als könnt' er durch die Buchstaben hindurch die Augen und die Züge und das wellig geschlungene Haar über dem Scheitel der Verfasserin erkennen.

Schließlich tanzten ihm die allzu lange betrachteten Buchstaben vor den überreizten Augen, er wandte sie dem vergessenen Glase zu und trank seinen Inhalt langsam aus, aber ohne den Kelch aus der Hand zu setzen.

„Wohl bekomm' es Dir!" sprach er leise danach und lächelte in die Dunkelheit hinein.

Freilich, dies und das konnte nur ein Frauenzimmer machen, fuhr er still denkend weiter fort. Diese feinen kleinen Züge liebevoller Beobachtung, dieser keusche Tact in der Wiedergabe heikler Dinge . . .

Das war nun ihm selbst zu viel des Lobes. Er stand auf und zog ein anderes Register.

Manches gefällt mir auch nicht. Nein, ganz und gar nicht . . . Hätt' ich das Ding zu revidiren gehabt, ich würde manche Aenderung vorgenommen . . . nun ja, oder doch beantragt haben . . . Ob sie sich das hätte gefallen lassen? Ob sie überhaupt gelehrig oder nur gebildet, fügsam oder eigensinnig ist? . . .

Ob sie ein lieber süßer kleiner Kerl oder bereits ein aufgeblähtes breitspuriges Schreibweib ist, so ganz von der unausstehlichen selbstbewußten Sorte mit mehr oder weniger komödiantenhaften Allüren? . . .

„Ich glaube wirklich, daß ich nicht ganz bei Trost bin," sagte er endlich, meisterte seine Phantasie und ging schleunig zu Bett.

Wie er aber so dalag in der Dunkelheit, quälte ihn eine andere Frage: Ob die Verfasserin nicht selbst ihm ihr opus I zugeschickt habe? Nach der Ungezogenheit, die ihren Brief unbeantwortet und es bei einem verunglückten Besuche hatte bewenden lassen, schien das zwar nicht wahrscheinlich. Indessen, die Weiber . . . man kann nicht wissen . . .

„Ja doch, man kann es wissen!" rief er und sprang mit nackten Füßen aus dem Bett. Es war ihm eingefallen, wo der Brief vom vorigen Mai liegen mußte. Die Vergleichung der Ueberschrift des Kreuzbandes mit jenem mußte auf den ersten Blick zeigen, ob beide von einer und derselben Hand herrührten.

Da stand er im Hemde mitten im Zimmer und wühlte beim Kerzenlicht in seiner Schreibtischlade herum, in der linken Hand immer noch den Adressenstreifen haltend . . . Da war der Brief!

Die beiden Handschriften hatten nicht die leiseste Aehnlichkeit miteinander.

Unwillkürlich drehte er das Kreuzband um und sah erst jetzt den Druckstempel einer litterarischen Agentur auf der Rückseite.

„Also eine Reclame, die dem Feuilletonredacteur zugemuthet wird! Weiter nichts ... Wie konnte ich auch so was denken!“

Damit blies er, ärgerlich über sich selbst, das Licht aus und tastete sich im Finstern in sein einsam Junggesellenlager zurück.

Das habe ich mir dumm und thöricht selbst verscherzt! Das war sein letzter Gedanke, damit schlief er ein und träumte drauf los bis an den lichten Tag.

Es steht aber geschrieben: den Frommen schenkt es der Herr im Traum. Als Dietrich am andern Morgen von der Klingel, die der Postbote zur gewohnten Stunde stramm anzog, geweckt wurde, brachte man ihm zwei Einladungen ins Zimmer — beide für denselben Donnerstag der nächsten Woche. Die eine zu einem Diner beim Geheimen Commercienrath Sorauer, die andere zu einem Thee bei Frau Professor Rodian.

Die gesellschaftlichen Zumuthungen fangen diesmal schon früh an, dachte er, und da er sich, trotz seiner munteren Jugend, nicht gern entschloß, zwei Gesellschaften an einem Tage mitzumachen, dazu auch schon wegen der Verpflichtung gegen die Zeitung nicht Muße genug übrig hatte, so überlegte er,

welcher von beiden Einladungen der Vorzug zu geben sei. Unter gewöhnlichen Umständen wäre die Wahl nicht schwer gewesen. Die kleinen intimen Diners bei Sorauer kannte er auswendig, es waren immer dieselben, aber sie waren behaglich und so gar nicht anstrengend. In der Mitte thronend die Hausfrau, deren blauschwarzes Haar, wenn man der Improvisation eines Hausdichters glauben durfte, unter dem elektrischen Licht wie Rabenflügel auf weißem Marmor funkelte, zu ihrer Linken ein exotischer Gesandter oder gewesener Hofmarschall, zur Rechten irgend ein General a. D. — für ein richtiges Geheimencommercienrathsdiner zwei so wichtige Inventurstücke, wie früher der Major für die Table d'hote — weiter weg noch ein paar jüngere Leute vom diplomatischen Corps, fremde Attachés oder Militärbevollmächtigte, dann allenfalls noch ein Universitätsprofessor oder ein beliebter Arzt, die dazu gehörigen Frauen in neuen Toiletten, zu unterst an der einen Schmalseite ein paar Lieutenants, an der andern er und das gutmüthige Gigerl von Haussohn mit dem leicht ertragbaren Seelenschmerz, nicht zu wissen, wozu es auf der Welt war. Beileibe Niemand von der Börse und außer dem Wirth alles getauft.

Das Essen gut, der Wein vortrefflich, die Cigarre außerordentlich. Die Unterhaltung mäßig? Nicht doch. Das hing ja von ihm ab. Er war doch der

Unterhaltung wegen geladen. War er heiterer Laune und gesprächig, so brauchte ihm nicht bange zu sein, daß um ihn herum gelacht werden und er selbst mitlachen würde. Das Diner versprach so recht ein vergnüglich Ausruhen und sich Erholen von angestrengter Arbeit in einem artigen Kreise wohlerzogener, für gute Unterhaltung dankbarer Menschen.

Im Salon der Frau Professor Rodian dagegen ein wüstes Gewimmel von allerhand noch immer nicht genug anerkannten Genialitäten. Altbackene Fräulein, die etwas vorsingen, unausgegohrene Musenlümmel, die etwas vorlesen wollten. Und eins sah das andere mißtrauisch oder gar feindselig an, weil es im Verdacht stand, ihm die Zeit und das Publicum vor der Nase wegzukapern. Dabei alles von der modernsten Observanz, weitest vorgeschrittener Naturalismus, entschiedenste Verurtheilung des alten Stils in den sieben Künsten. Und was war denen nicht alter Stil! Sie beklagten das schöne Finale des ersten Aktes im „Tannhäuser" als eine unwürdige Concession an den schlechten Geschmack, das in eine Oper von Bellini, nicht in ein Wagner'sches Musikdrama gehörte, und nannten Sudermann vieux jeu und Gartenlaube.

Ueber alledem die brave kleine Frau Professorin selber mit ihrem watschelnden Gang und ihren überquellenden Formen, und im grellen Gegensatz dazu:

ihre hart abhackende Redeweise, ihre bestimmten, inappellablen Aussprüche und der triumphirende Hochmuth, daß der richtige Geschmack von ihrem Salon aus sich über Berlin verbreite, ja bei ihr gemacht, geaicht und gestempelt werde, dem gegenüber jede andere Richtung als absolut verwerfliches Falsificat zu betrachten sei.

Und sie duldete nicht nur, daß diese Gesellen laut vorsangen und declamirten, sie näselte und krähte selber und erzeugte in den aufgeregten Anwesenden einen Enthusiasmus, dem sich Niemand entziehen durfte, bei Strafe für einen Banausen geächtet zu werden.

Dietrich hatte in dieser überaus mittheilsamen Gesellschaft, in der doch keiner genügend zu Wort kam, schon wahrhaft fürchterliche Abende verlebt. Seine Besuche waren im letzten Halbjahr auch immer seltener geworden. Aber man vermerkte das auch schon übel, und er selbst schalt sich darum einen Undankbaren. Denn wie manchen Abend hatte er in diesem Hause, als ein noch unbekannter Lieutenant und Streber, zwischen wüthigen Kunstjüngern, die man leichtsinnig genug ohne Maulkorb herumlaufen ließ, und unbemannten Klavierlehrerinnen, die sich nach einer gewissen Oeffentlichkeit sehnten, zugebracht, den ersten Anhauch eines werdenden Ruhmes verspürend, den ersten Beifall ahnend, die erste Kritik

herausfordernd. Waren sie nicht in hellen Haufen in seine erste Vorstellung gezogen, diese Jünglinge mit den leistungsfähigen Händen, diese Mägdelein mit den Herzen voll Resonanz für seine Worte, und die dicke Professorin mit den schlaffen Gliedern und dem energischen Blick und Mund voran, als unvergleichlicher Chef einer unbezahlten, nur um so rührigeren Claque!

Alle leibliche Verpflegung ward in dieser geistig bewegten Gesellschaft natürlich nicht so genau betrachtet, auch nicht so sorgfältig gewählt. Wozu auch? Das waren Nebensachen. Und manchmal, wenn man auf der Straße von einem auffallend ruppigen, langborstigen Gesellen so recht cordial gegrüßt wurde und nicht recht wußte, woher man zu der Ehre solcher Bekanntschaft käme, da fiel es einem verblüffend ein: ach so, den habe ich einmal bei Rodian gesehen!

Aber wie dem sei, Dietrich durfte die Professorin nicht ganz vernachlässigen. Trotzdem wäre ihm heute die Wahl zwischen ihr und dem gastlichen Hause der in allen Etiquettenfragen unfehlbaren und als Wirthin mustergiltigen Geheimräthin nicht einen Augenblick schwer gefallen, wenn er nicht hätte denken müssen, die rührige Beschützerin aufstrebender Talente könnte vielleicht auch an Fräulein von Leuburg-Jettlingen Gefallen gefunden und sie, wie das so ihre Art war,

von kurzer Hand zu ihren diesjährigen Theeabenden geladen haben, auch wenn sie jene persönlich gar nicht kannte, bloß auf die Thatsache hin, daß eine Arbeit von ihr in einer Zeitschrift veröffentlicht worden war und daß man von dieser rühmlich sprach.

Je länger er sich die Sache überlegte, desto größere Wahrscheinlichkeit gewann die Vermuthung, daß er im Hause der Professorin die Bekanntschaft, nach der es ihn verlangte, früher oder später machen könnte. Ja selbst, wenn Frau Rodian noch nicht allein auf den Gedanken gekommen wäre, so getraute er sich, ihr ohne sonderliche Mühe die Absicht zu suggeriren, ein so viel versprechendes Talent in ihre Kreise zu ziehen und für dessen volle Anerkennung ihre Macht an den Tag zu legen.

Entschieden, bei Rodian durfte er am Donnerstag der nächsten Woche nicht fehlen. Er wird also, obschon ungern, der lieben Geheimräthin absagen . . .

Dabei fiel ihm ein, daß doch auch die Möglichkeit vorhanden sei, dem Fräulein Leuburg im Hause Sorauer zu begegnen.

Die Tochter des Geheimen Commercienrathes hatte, den Neigungen der Mutter entsprechend, nur adelige Fräulein zu Gespielinnen und Freundinnen gehabt. Nun war sie wohl schon lange todt. Sie war mitten im Glück als Braut gestorben, allgemein beliebt und bedauert. Der Schmerz über den Ver-

lust der schönen Tochter hatte sich von der schönen Mutter nie ganz gehoben. Obschon in Wahrheit seelisch verwunden, gab er noch immer schickliche Gelegenheit, jederzeit so verstimmt zu sein oder zu scheinen, als es ihr gerade paßte. Gesellig im großen Stil war sie trotzdem, schon weil es für vornehm galt. Und sie versäumte nicht, hie und da die Freundinnen ihrer Isidora zu laden. Im Alter mußten die beiden Damen ja ziemlich gleich gewesen sein. Jetzt, wo vom Fräulein von Leuburg so anerkennend geredet wurde, mochte sich die Frau Geheimräthin vielleicht gern der alten Bekanntschaft erinnern und ihren Salon mit der neuen Berühmtheit zieren . . .

Unsinn! sagte Dietrich. Die Leuburg ist doch noch nicht berühmt, weil ihre kleine Arbeit mir und meinem Redactionscollegen gefallen hat. Meine Phantasie trabt wieder den Thatsachen um etliche Tagereisen voraus. Die Geheimräthin liest überhaupt nur Französisch und Englisch und kümmert sich nicht um aufstrebende Talente unserer Litteratur, so lange sie nicht einen so großen Erfolg haben, daß man ihn selbst in ihren gepolsterten, vor allem Gewöhnlichen wohlverschlossenen Wänden nicht mehr überhören kann. Es ist gar keine Aussicht, dort der jungen Dame aus dem Hause Jettlingen zu begegnen. Laß alle Hoffnung draußen, begnüge Dich mit den

zweifelhaften Butterbroden und der größeren Wahrscheinlichkeit bei Rodian und schreibe Sorauern ab.

Schade! Sehr schade! wiederholte er. Und es that ihm so leid, daß er schließlich keinem von beiden absagte, sondern es sich mit der Zeit und der Zeitung so zurechtlegte, um 7 Uhr bei der Frau Geheimräthin und um 10 Uhr bei der Frau Professorin anzutreten, bei der letzteren mit mehr Hoffnung als Freude, bei der ersteren mit mehr Vergnügen, aber ohne allen Glauben, der Ersehnten zu begegnen.

Als der Donnerstag angebrochen war, hatte Dietrich wirklich alle Hoffnungsanflüge männlich besiegt und stieg resignirt und eßlustig in die Droschke, die ihn vor Sorauers zierliche Villa in die Bendlerstraße fahren sollte. Er kam sich selber lächerlich vor, daß er immerfort die Unbekannte im Kopf hatte. Allein man verzeiht sich nichts weniger als ein Vergnügen, das man sich selbst verscherzt hat, und der Werth des Verscherzten wächst, je geringer die Aussicht ist, das Versäumte schicklich wieder einzuholen. So war es Dietrich beinahe leid, daß er sich mit so schlechter Laune unter gute Menschen begab, die ihn und die er voraussichtlich langweilen werde.

Und die ersten Worte, die ihm die ewigjunge Geheime Commercienrathsfrau, nachdem er ihr zum Gruß die Hand geküßt, sagte, sie lauteten: „Denken Sie, Baron, heute hab' ich Ihnen eine Collegin

eingeladen, und die sollen Sie auch zu Tisch führen."

„Eine Collegin, ein leibhaftiges Schreibweib?" stammelte Dietrich.

„Sie brauchen gar nicht zu erschrecken, lieber Rabenegg. Sie trägt keine blauen Strümpfe und ist keine alte Schachtel. J'espère bien, que vous ne vous plaindrez pas ... Eccola quà ... Herr von Rabenegg ... Fräulein von Leuburg, eine Pensionsfreundin meiner unvergeßlichen Isidora."

Dem guten Dietrich stieg alles Blut zu Kopf, und er verbeugte sich tief bei dieser Vorstellung. Dann sah er mit staunenden Augen aus einer leicht mit den Händen zu umspannenden Taille einen vollen Oberkörper wie eine Blume emporwachsen und über blendenden Schultern einen kleinen Kopf voll schwarzbrauner Haare, ein lachendes Gesicht mit prächtigen veilchenblauen Augen, die ihn anblitzten so harmlos lustig und doch so, als müßten sie ihn mit den nächsten Blicken verzaubern.

Er fand, trotz Lieutenant, der er gewesen, und Journalist, der er war, nicht gleich ein Wort, wie es ihm zum Beginn einer so lang gewünschten Bekanntschaft gefallen hätte. Um den Augen für einige Secunden auszuweichen, verbeugte er sich nochmals ... Nein, sie trug keine blauen Strümpfe, schwarzseidene trug sie. Er sah es, da die vorüberrauschende schwere

Faillerobe eines anderen Gastes, der wirklichen Frau Geheimräthin von Schildwald, die immer wie eine Segelfregatte mit vollem Wind in die Salons einzufahren pflegte, im Vorüberrauschen die Falten an des Fräuleins Kleid verschob. Was sie für merkwürdig kleine Füße hatte! Klein und voll und hochreihig. Und auch Dietrich gehörte jetzt zu denen, die sich wunderten, wie so viel holde Weiblichkeit auf so kleinen Pfötchen sicher und fest stand.

Dietrich hatte sich in seiner Ueberraschung, Freude und Verlegenheit soweit gesammelt, daß er nun einige schöne Redensarten äußerte, wie erfreut er sei, die persönliche Bekanntschaft einer Dame zu machen, deren jüngstes Werk er bereits so lebhaft wie aufrichtig bewundere.

„Wirklich? Sie haben meine kleine Erzählung gelesen?"

„Gewiß und mit vielem Vergnügen."

„Wann?"

„Vor acht Tagen etwa."

„Wie mich das überrascht. Ich dachte schon, Sie wollten von so kleinen Anfängerinnen gar nichts wissen."

„Wie konnten Sie so etwas denken?" fragte er verdutzt.

Sie lachte herzlich und sagte dann: „Je nun, ich hatte mich doch einmal in meiner rührenden Un-

beholfenheit brieflich an Sie gewandt. Nicht? Aber Antwort erhielt ich nie."

„Ich bin nicht so schuldig, wie ich scheine, mein Fräulein, und es lag nicht so ganz an mir, daß ich von Ihrer vielversprechenden Arbeit nicht schon vor einem halben Jahre Kenntniß erlangte. Ich machte noch am andern Tag, nachdem ich Ihren lieben Brief erhalten hatte, bei Ihnen Besuch —"

„Bei mir?!" rief Runhilt, und ihre staunenden Augen schienen Lust zu haben, aus dem Kopf herauszufallen.

„Bei Ihrer Frau Mama . . ."

„Davon habe ich nie einen Hauch erfahren."

„Das ist nun wieder meine Schuld," entgegnete Dietrich, den die Verwunderung seiner Nachbarin erquickte.

„Das müssen Sie mir ausführlicher erklären."

„Je nun, ich kam an jenem Mainachmittag . . ."

Die Aufforderung, die Damen zu Tisch zu führen, schnitt für den Augenblick alle weitere Erklärung ab. Aber schon auf dem kurzen Wege vom Salon bis an ihre Plätze im Speisezimmer waren die Beiden Arm in Arm so miteinander beschäftigt, so mit einander vertraut und so in einander verliebt, daß die übrige Tischgesellschaft wenig Freude an ihnen erlebte und für sie kaum mehr vorhanden war.

Vergebens hatte das gute Gigerl in seiner eleganten Verzweiflung am Zweck seines Daseins die allerneusten Anecdoten aus Rennställen und Theaterkulissen für seinen Tischnachbar zur Rechten sich zusammengespart. Der hatte heute links kein Ohr. Und der unwiderstehliche belgische Attaché zu Runhilts rechter Hand, der immer so aussah, als hätte er den Gesandtschaftsposten beim heiligen Stuhl schon in der Tasche und wollte die Neuigkeit nur noch zwei Tage verschweigen, hatte sich vergebens darauf gefreut, den gerühmten Geist seiner Nachbarin leuchten zu sehen. Sie leuchtete ganz und gar nicht. Er sah weit öfter den Knoten ihres Haares als ihre Nasenspitze. Nur ab und zu blitzte sie schandenhalber so ein klein bischen Geist zu ihm herüber; aber es schlug nicht ein, sie war so gar nicht bei der Sache, die man rechter Hand ins Gespräch brachte, und sie wandte sich alsbald wieder nach links, ganz nach links und ließ den edlen Wallonen wieder im Anschauen ihres welligen Haares schwelgen, was diesen freilich nicht für den Mangel gehoffter Ansprache entschädigte.

Die mustergiltige Hausfrau sah zuweilen mit immer lächelnder Miene und achtsamen Augen zu den beiden Redenden hinüber, als bemerkte sie nicht ohne Zufriedenheit, daß ihre Gäste sich so vorzüglich mit einander unterhielten.

Nach dem Essen konnten Runhilt und Dietrich freilich nicht weiter allein mit einander plaudern. Die Gäste wogten beim Kaffee durcheinander und vertheilten sich dann durch die Salons in wechselnde Gruppen. Aber wenn sie auch nicht weiter mit einander plauderten, aus dem Gesicht verloren sie sich nicht und sahen meist über diejenigen, mit welchen sie gerade schwatzen mußten, weg nach dem verlorenen Tischnachbar.

Auf einmal aber faßte sich Runhilt und wandte sich ab und sah nach einer andern Seite. Mochte Jemand eine kleine Neckerei über die Richtung ihrer Augen verlautbart haben, mochte das eigene weibliche Empfinden ihr Zurückhaltung gegen den kaum bekannten Mann predigen, gleichviel, Dietrich gerieth in wachsende Unruhe. Doch hielt er es nicht für klug und schicklich, sich dem Mädchen, das ihm so überaus gefiel, gleich wieder zu nähern, bis der Hauswirth seiner Liebenswürdigkeit die Krone aufsetzte und einem Diener das Clavier zu öffnen befahl, da ein Attaché der österreichisch-ungarischen Botschaft den neuesten Walzer von Johann Strauß spielen wollte, den hier noch Niemand kannte.

Ein neuer Walzer von Johann Strauß! Berückender Zauber in Noten gesetzt, der durch die Ohren in die Fingerspitzen, in die Fußspitzen fährt und dem geprickelten Blut keine Ruhe läßt, bis man

etwas holde Weiblichkeit in den Arm nimmt und sich kreiselnd im Tacte bewegt.

Er ließ auch hier die satten Gäste von den Stühlen aufspringen, in die sie sich schon so üppig gestreckt hatten, und würdige Leute drehten sich, die es anderswo gar nicht Wort haben wollten, daß sie noch tanzten und gar Rundtänze.

Diesmal war der Wallone dem braven Dietrich zuvorgekommen, und dieser mußte eine Weile zusehen, wie jener Runhilts schlanke Taille mit seinem schwarzen Frackärmel umspannte und sie bald weit von ihm wegentführte, bald schwebend wieder zu ihm heranbewegte, ganz nahe, dicht an ihm vorbei, aber ohne sie loszulassen.

Indessen die Wälschen walzen schlecht. Und als endlich das lustige Soldatenkind sich in den Arm des preußischen Lieutenants schmiegte, da war es ein anderes Tanzen als vordem, und beiden schien es, als rollten sie geradewegs in den siebenten Himmel hinein.

Kling-Klang! Zwei schallende Accorde, da war es aus. Der treffliche Wiener erhob sich, und alles klatschte Beifall, nur Dietrich und Runhilt nicht sogleich, denn sie hielten sich noch einen Augenblick umschlungen, sahen sich lächelnd an und sagten: „Schade, daß ein Walzer so kurz ist.“

Dann klatschten auch sie und ärger als die anderen.

Dietrich aber dachte dabei, es ist schön, dies Mädchen an sein Herz zu drücken . . . mit und ohne Musik.

Alles umringte den Mann, der sich vom Clavier erhob, alles sang das Lob des unvergleichlichen Meisters Johann Strauß. Aber es kam kein zweiter Walzer; sondern auf einen Wink des Gebieters schloß der Lakai den Deckel des Flügels und dann die Claviatur.

„Leben Sie wohl, Baron," sagte jetzt Fräulein von Leuburg. „Es ist höchste Zeit, daß ich gehe. Ich sollte schon lange fort sein."

„Sagen Sie das nicht," entgegnete Rabenegg. „Ich bin so froh, daß Sie hier waren, daß Sie hier sind. Ich werde mich hüten, Ihnen zu gestehen, wie froh ich darüber bin. Aber ich bekenne rückhaltslos, daß ich in gelinde Verzweiflung gerathe, wenn Sie gehen."

„Trotzdem geschieht es," lachte das Fräulein. „Es empfiehlt sich schon einer nach dem andern. Und ich muß heute noch einer zweiten Einladung gerecht werden. Sehen Sie nur: Es ist gleich zehn."

Rabenegg dachte gar nicht daran, daß er selber ja eine ähnliche Verpflichtung eingegangen; er dachte überhaupt an nichts, als daß er sich nicht einmal eine Wahrscheinlichkeit erobert habe, Runhilt wiederzusehen. Wie er gerade eine Andeutung machen

wollte, kam der Hausherr dazwischen und sagte zu ihr:

„Ich habe mir erlaubt, Fräulein von Leuburg, Ihnen meinen Wagen zur Verfügung zu stellen. Er wird Sie und Ihre Dienerin sicher und rasch nach Hause bringen."

Runhilt nahm dankend an, empfahl sich bei der verbindlich lächelnden Hausfrau und schritt am Arm des Wirthes die breite Marmortreppe hinab. Die dicke Köchin Dörte hinter ihr, die, Kopf und Schultern in einen alten schwarzen Wollenshawl gewickelt, unter den Glühlampen des Vorzimmers auf ihre junge Herrin gewartet hatte.

Dietrich folgte im Schwarm der Herren, stumm und verdrossen.

Unten angekommen, löste er sich von diesen und sah die vermummte Schöne in den Wagen steigen. Er knirschte mit den Zähnen vor Zorn, daß er so plötzlich um den Abschied kam.

Da hörte er den Geheimrath seinem Kutscher die Adresse der Leuburg-Jettlingen zurufen. Gleich darauf aber, wie schon die Pferde anziehen wollten, streckte Runhilt das spitzenverhüllte Köpfchen aus dem Wagenfenster und rief: „Nicht nach Hause, Herr Geheimrath. Ich habe heut' meinen lustigen Tag und muß noch einer Einladung der Frau Professor Rodian folgen. Also bitte, Königin Augustastraße 7."

„Königin Augustastraße 7," wiederholte der Gebieter dem Lenker seiner Rosse und stieg die in Licht getauchte Treppe wieder hinan, während Rabenegg, glücklich wie ein unverhofft beschenktes Kind, auf die Straße hinausschritt, in die nächste Droschke sprang und dem verschlafenen Kutscher das Commando zuschnarrte: „Königin Augustastraße 7 . . . aber rasch, Mann, Trinkgeld betreffend."

Der Wagenschlag flog zu. Unter klappernden Rädern und stampfenden Hufen stob der Straßenkoth nach allen Seiten, während der erste naß fallende Schnee über die Dächer der dahineilenden Gefährte eine weiße Decke breitete, die im Entstehen schon zerging und sich in frischen Flocken immer wieder erneuerte.

Zwei glückselige junge Menschen saßen darin, jeder für sich allein, jeder ganz in Gedanken an den Andern wonnig eingehüllt. Noch hatten sie sich kein Wort von Liebe gestanden, und jeder wußte doch bereits, wie er das Herz des andern so sicher in der Hand hielt, daß er es streicheln und drücken, ihm wohl oder weh thun, es an sich ziehen oder fahren lassen konnte . . . Fahren lassen? Nein, das konnten sie nicht mehr. Und wehe thun? Das wollten sie sich auch nicht. Oder sie meinten doch in der Süßigkeit des Anfangs es nicht zu können. Und was ist süßer als der Anfang einer neuen Liebe!

Derweilen die beiden Wagen in die Nacht hineinrollten, stieg der Geheime Commercienrath langsam und schwerfällig die in elektrischem Lichte strahlende Marmortreppe zurück und hielt sich alle fünf Stufen am vergoldeten Geländer fest, um tief Athem zu holen und sich dann auch mit Hilfe der Arme höher zu ziehen. Er hatte zu viel gegessen, er hatte zu viel geredet und er fürchtete das tête à tête mit seiner schöneren Hälfte. Er war froh, daß ihn seine lieben Gäste endlich allein gelassen hatten, und sagte zu einem Diener, der ihn beim Gehen unterstützen wollte: „Marienbad hat mir diesmal wenig geholfen. Ich werde im nächsten Frühjahr ein anderes Bad aufsuchen."

Nach einem letzten Seufzer trat er doch in den Empfangsraum ein. Es mußte sein, denn seine Gattin erwartete ihn hier wie immer zur Kritik des Festes.

Sie stand mitten im Zimmer, aber noch nahe genug am großen Spiegel, daß sie ihre Erscheinung von oben bis unten mustern konnte. Das Söhnchen, mehr in der Ecke unter den großen Blattpflanzen, kaute an einem Zahnstocher, die Ungeduld, mit der er sich hinwegsehnte, kaum verhehlend.

„Wie fandest Du die Geschichte heute?" fragte die elegante Dame den Gatten. Sie hatte das immergleiche Lächeln abgelegt, wie eine Maske, und die

ganze Liebenswürdigkeit, wie ein Schmuckstück, das zu kostbar ist, um es gewöhnlich im Hause zu tragen.

„Ich? Ich fand es gar nicht übel," sagte Sorauer kleinlaut.

„Gräßlich fand ich es, abgeschmackt langweilig, das Menu und das Arrangement, die Unterhaltung und die Toiletten, die Gäste und die Wirthe."

„Besonders die Wirthe," warf der Haussohn aus seinem Winkel ein und lachte in der festen Ueberzeugung, einen guten Witz gemacht zu haben.

Niemand lachte mit ihm. Der Vater meinte nur: „Die Gäste haben sich doch köstlich unterhalten."

„Wer denn?"

„Nun, Fräulein von Leuburg zum Beispiel und der gefeierte Dichter."

„Die haben sich nett benommen!" rief nun die Geheimräthin mit einem letzten Blick in den Spiegel und fing an ihre Armbänder abzunehmen und in eine Onixschale zu werfen, die auf dem Tisch vor dem Kamin stand. „Die können sich darauf verlassen, daß ich sie sobald nicht wieder einlade."

„Warum denn nicht?"

„Weil sie mir die ganze Unterhaltung störten und gar nicht dergleichen thaten, als wären sie in Gesellschaft. Wenn sie sich ein Rendezvous geben wollen, warum denn in meinem Salon? Dafür dank' ich."

„Aber, Henriette, wozu diese Uebertreibungen. Rendezvous! Du hast sie ja selber erst heut und hier mit einander bekannt gemacht!"

„Isidor, davon verstehst Du nichts. Wenn Du an dem hochnäsigen Ding einen Narren gefressen hast, ich theile diesen Geschmack ganz und gar nicht."

„Sie sah doch allerliebst aus. Oder nicht?"

„Wo Ihr Männer Eure Augen habt! Ich finde vor Allem, Runhilt sieht gar nicht mehr mädchenhaft aus," erklärte die oberste Meisterin in Geschmacksachen, indem sie ihre etwas spitzen Schultern und ihre mageren Arme wieder einmal im Spiegel betrachtete. „Und dann diese Toilette!"

„Sie stand ihr doch pikfein? Oder nicht?"

„Du hast Dich eben daran gewöhnt. Drei Jahre kommt sie mir schon immer mit derselben Robe. Damals war sie barock, aber sie war wenigstens originell und neu; jetzt ist sie einfach fané, ganz und gar fané."

Der Geheime Commercienrath schwieg dazu. Er hielt es für gerathen, seine schöne, aber keineswegs mildere Hälfte heute nicht noch durch Widerspruch zu reizen. Der verständnißinnige Sohn wechselte mit dem armen Vater einen flüchtigen Blick und ein kaum merkbares Lächeln, während die immer herber dreinsehende Henriette sich die Brillantnadeln aus den Haaren zog.

„Laß' mir den Koch heraufkommen. Ich werde dem Pfuscher heut' einmal meine Ansichten mittheilen."

„Aber es war ja alles famos ... oder nicht?" fragte der Menschenfreund Isidor.

Dame Henriette versetzte barsch und entschieden: „Ich glaube nicht, daß der Trobbel, als er noch dem Grafen Speerheim als chef de cuisine diente, sich eine solche Suppe anzurichten unterstanden hätte. Allein so ist das Pack; gegen unsereinen glaubt es alle schuldigen Rücksichten erfüllt zu haben, wenn es höhere Löhne fordert."

„Wer ißt denn heutzutag noch Suppe!" erlaubte sich der Sohn zu bemerken. Die Kritik zog sich ihm viel zu sehr in die Länge. Er mußte ihr schleuniges Ende wünschen, und wär' es ein Ende mit Schrecken.

„Was verstehst Du von solchen Dingen!" trumpfte ihn die erhitzte Mama ab, deren Wangen nun der Zorn roth betupfte. „Suppe schlecht, alles schlecht. Diesen Erfahrungssatz wird jeder Kenner wiederholen. Ich will aber ein solches Urtheil in meinem Hause nicht hören. Und darum schickt mir den Koch herauf. Auch die Kammerjungfer will ich haben, die mir das Kleid so angezogen hat, daß es mich drückt. Ich meinte zu ersticken."

Die beiden Herren wechselten wieder einen raschen Blick des Einverständnisses, der vielleicht die Ewig-

keit der mütterlichen Jugend anzweifelte, während Dame Henriette über die elektrische Klingel herfiel und die ganze Dienerschaft des Hauses herbeicitirte.

Die Kammerjungfer war die erste, die einige unangenehme Dinge in sehr hoher Tonlage zu hören kriegte.

Isidor, der zartfühlende, machte ein Gesicht, als ging' ihm dies Ueberreizen der Stimme auf die Nerven. „Du erlaubst, daß ich mich zurückziehe ... Komm, Du!“ fügte er die Thürklinke von vergoldeter Bronce schon umdrehend zum Sohne gewandt hinzu. Und dieser huschte auf den Zehen in langen Sätzen zu ihm ins Treppenhaus hinaus, fest entschlossen, jedes Zurückrufen hartnäckig zu überhören.

Henriette Sorauer war aber jetzt ganz Donnerwetter und schüttete ihren Zorn über der staunenden Dienerschaft aus.

Nachdem einer der Lakaien erst dem Geheimen Commercienrath, dann dessen Stammhalter ehrerbietig in den Ueberzieher geholfen hatte, kam zuerst die Kammerjungfer mit rothen nassen Augen, dann der Koch mit der feierlich selbstzufriedenen Miene eines gekränkten Seraphs von oben herab an den beiden Herren vorbei. Der Koch kehrte nochmals um und stellte sich in Positur, als wollte er etwas Wichtiges sagen. „Herr Geheimrath, gestatten Sie mir ...“ fing er an.

Papa Sorauer schüttelte wohlwollend lächelnd den Kopf und hob sachte die Hand auf, um den drohenden Redestrom zu hemmen, griff dann mit derselben Hand in die Westentasche und steckte dem unschuldig geschmähten Kochkünstler ein Zwanzigmarkstück zu, dem Kammermädchen, das sich nun auch zum Wort meldete, gleicherweise ein Zehnmarkstück. Mit einem menschenfreundlichen: „Schon gut!" wehrte er jede Dankesbezeugung der Beschenkten ab, schob beim Hinausgehen seinen Arm in den des Sohnes und sagte: „Komm, Kleiner, wir wollen nach den Reichshallen oder in das Concordia-Theater fahren oder sonst wohin, wo es um diese Stunde noch etwas zu lachen gibt. Ich möchte fröhliche Gesichter sehen."

„Es thut mir schrecklich leid," antwortete das blasse Gigerl, „aber ich werde schon eine halbe Stunde mit begreiflicher Ungeduld erwartet, und ich habe an dem einen Gewitter, das Mama eben über uns ergossen hat, genug. Ein zweites wäre von Ueberfluß."

„Ach so!" sagte der Vater, „na, also gute Unterhaltung, armer Kerl," und er guckte dem Sohne traurig nach, der eine Droschke herangepfiffen hatte, jetzt ohne Weiteres in den Wagen sprang und davonfuhr.

Isidor, wie er so in der Nacht mit dem Rücken gegen das eigene Haus stand, starrte in den Straßen-

koth vor seinen Füßen und horchte zu, wie die Räder des Wagens seines Sohnes durch die Pfützen rasselten, immer ferner, immer leiser. Dann sagte er zu sich selber: „Wir sind doch drei so gute, verständige Menschen. Es fehlt uns fast nichts zum Glück, und wir könnten es eigentlich so gut haben, wir müßten uns nur gegen uns selbst und unter einander so liebenswürdig benehmen, als wir es bekanntermaßen gegen andere thun. Aber das kriegen wir nicht fertig und das ist ein Elend ... ein Elend."

Dann stieg er langsam in eine andere Droschke, die mittlerweile vorgefahren war, und als ihn der Kutscher fragte wohin, antwortete er nur: „Schadowstraße, Ressource."

Dort setzte er sich an einen Tisch, an dem Poker gespielt wurde, verlor zwischen vier und fünftausend Mark und fuhr drei Stunden später, durch Spie und durch Verlust auf andere Gedanken gebracht und mit seiner Lebenslage, die ihm solche Einbuße schmerzlos gestattete, wieder ziemlich ausgesöhnt, in sein glänzendes Heim zurück. —

Runhilt von Leuburg hatte sich unterdessen in den von zwei Dutzend Genies beiderlei Geschlechts vollgestopften Räumen der Rodian'schen Wohnung kaum bis zur Hausfrau durchgekämpft und das erste Feuer aufmunternder Belobigung von so maßgebender Autorität ausgehalten, als sie von anderer Seite ge-

fragt wurde, warum sie denn so spät käme. Sie hätte viel versäumt. Herr von Trellerowski, ein junger Pole — sein Vater hatte noch schlankweg Treller geheißen und war aus Niederschlesien ins Königreich eingewandert anno 58 — ein blasser Mensch mit gewichstem Schnurrbärtchen und schmutzigen Fingernägeln, hatte eine ganz moderne Composition vorgetragen: „Lullendes Kind," ein Clavierstück, dessen stupende Naturtreue und minutiöse Gefühls-vergegenwärtigung durch die Tonsprache in diesem Kreise von echten Künstlern eine verblüffende hinreißende Wirkung erzielt hatte.

„Ich fühle mich noch ganz lallender Säugling," sagte ein junger Enthusiast und bleckte unter wirren Barthaaren zwei und dreißig Zähne, die einer Familie von Nußknackern alle Ehre gemacht hätten.

„Oh, Muttergefühl ist doch das Höchste!" entgegnete eine dürre Clavierspielerin ledigen Standes, deren dreieckiges Gesicht und schiefe Knochen schon von weitem jedem Heirathslustigen optisch zu telegraphiren schienen: Hebe Dich weg von mir!

Runhilt kehrte den beiden Verzückten eilig den Rücken und entschuldigte sich bei Frau Professor Rodian, daß sie durch das herrliche Spiel eines neuen Walzers von Strauß bei Geheimrath Sorauer so lange wäre verzögert worden. „Es war aber auch zu schön."

„Was denn? Der Walzer von Strauß, etwa von Johann Strauß?!“ hörte sie den Nußknacker und die Clavierspielerin wie aus einem Munde fragen. Starres Entsetzen malte sich in beider Zügen, bis daraus ein prustendes, nicht einmal höfliches Kichern sich entwickelte.

„Heiliger Trellerowski, in welch' einer Zeit bist Du geboren!“ hörte sie einen Tiefentrüsteten ausrufen, beachtete jedoch die nachtheilige Wirkung ihrer Schwärmerei für Johann Strauß nicht weiter, da Frau Rodian, die wühlende Hand an die gedankenbelastete Stirn führend, sagte: „Sorauer? Geheimer Commercienrath? Ja wohl.“ Und nun die Augen groß aufschlagend, vollendete sie: „Herr von Rabenegg schrieb mir auch, er wäre dort zum Diner geladen. Haben Sie ihn nicht mitgebracht? Er wollte noch kommen.“

„Ach? Er wollte —“ sagte Runhilt, aber das weitere Wort stockte ihr in der Kehle vor Furcht, in ihrer Freude sich und ihn zu verrathen.

Da riß sie die fremde Stimme irgend eines anderen Genies aus der Verlegenheit mit der Kunde: „Da ist er ja schon!“

Ja, da war er. Runhilt sah Rabenegg eintreten, rechts und links Händedrücke austheilen und flüchtige Complimente machen. Seine Augen spähten voraus und schienen Jemand zu suchen.

Runhilt wußte wohl, wen diese Augen suchten, unwillkürlich schloß sie die ihrigen und lächelte, bis sie auf einmal unter seiner Anrede zusammenschrak.

Es war kaum eine Viertelstunde vergangen, daß sie sich in Sorauers Hause aus dem Gesichte verloren hatten, und doch war beiden jetzt, als wäre es ein Wiedersehen nach langer Zeit und hätte sich derweilen eine Menge Gesprächsstoff angehäuft, der dem Andern mitgetheilt werden müßte.

In diesen überfüllten Räumen, wo keine zehn Menschen einander kannten, in diesem gastlichen Taubenschlag der modernsten Sturm- und Drangperiode, wo man sich überdies von altfränkischer Etiquette wenig einengen ließ, hier fiel es nicht auf, wenn ein Schriftsteller mit einer Schriftstellerin sich in ein anregendes Gespräch vertiefte und dies in einer Stunde noch nicht erschöpft war. Es gab ja in dieser Zeit so viel brennende Fragen auf dem Gebiet der Künste, der Sozialpolitik und der Philosophie, daß zwei führende Geister — und führende Geister waren alle, die in den „Salons" der Frau Rodian sich drängten — genug zu thun hatten, wenn sie über diese oder jene einigermaßen ihre Gedanken ausschütten wollten. In jedem Winkel saßen da zwei oder drei und redeten und gestikulirten und schrieen sich an. Wenn Runhilt und der bekannte Verfasser des Modestücks „Glänzendes Elend" es auch so machten, das fiel

Niemand auf. Es gab zwar unter den älteren männlichen Mitstrebenden mehr als einen, der auch gerne mit der bildhübschen Novellistin irgend eine brennende Frage gründlich erörtert hätte, allein sie war für heute nun einmal von dem Glückspilz Rabenegg in Beschlag genommen, „der mit seiner alten Lieutenantsdreistigkeit den Teufel danach fragte, ob auch andere Leute zu ihrem Vergnügen gediehen oder nicht."

Ueberdies war jetzt, nachdem das Souper vorüber, die Zeit, wo ein Musikant den andern vom Clavier wegdrückte, um endlich auch zu zeigen, was er mehr als seine Vorgänger konnte. Wenn ein Zwiegespräch nicht gerade im Musikzimmer und nicht so laut geführt wurde, daß es andächtigen Zuhörern ein Aergerniß gab, mochten zwei unmusikalische Schreiberseelen von Verlagsgeschäften oder auch von Liebe reden, so viel sie wollten. Das war ihr Menschenrecht, und Niemand kümmerte sich darum — als etwa der eine am Clavier, dem man später mit gewissem collegialem Vergnügen die Mittheilung machte, daß einige von den Anwesenden denn doch ärgerlicher Weise ganz und gar nicht zugehört, also auch nichts davon erfahren hätten, wie himmlisch er die Tonsprache beherrschte.

„Ihr Schade!" pflegte dann der selbstsichere Meister zu sagen und einige Mitmenschen mehr zu

verachten als bisher. Das ließ sich tragen, und weitere schlimme Folgen waren nicht dabei.

So genossen denn die Beiden eine und andere ungestörte glückliche Stunde, in denen sie sich in die Augen und in die Herzen sahen und eine Menge Gedanken austauschten, von deren Besitz sie am heutigen Morgen noch keine Ahnung gehabt hatten.

Sie waren beide sehr zufrieden mit einander und wollten dem Zeiger der Uhr kaum glauben, daß unvermerkt so viel Zeit über ihrem Gespräch verflossen war. Unmöglich! sie hatten sich doch noch gar nichts gesagt!

Endlich drängten sich denn doch noch andere heran, als der Mitternachtskaffee gereicht wurde. Runhilt mochte mit anderen nicht reden, dabei fiel ihr die alte Dörte ein, die draußen im Vorzimmer unter einem Petroleumlämpchen auf einem Sopha schlief. Sie hatte der Mutter versprochen, das unentbehrliche Factotum nicht gar zu lange vom Hause fernzuhalten. Jedenfalls schreckte sie mit dieser Ausrede alle weiteren Versuchungen ab, die zu längerem Verweilen nöthigen wollten, und empfahl sich in der ersten Stunde des neuen Tages.

„Darf ich Sie an den Wagen geleiten, Baronesse?“ fragte Dietrich.

Sie bejahte; wie sie aber unten auf der Straße standen und er eine vorüberfahrende Droschke anrufen

wollte, sagte sie: „Nicht doch! Nach all der Hitze in geschlossenen Räumen, nach dem stundenlangen Beisammensein mit den vielen, vielen Menschen, möcht' ich am liebsten zu Fuß nach Hause gehen ... Dörte, was meinst Du?"

„Natürlich zu Fuß," brummte die verschlafene Köchin, und ihre Herrin beeilte sich hinzuzusetzen:

„Sehen Sie nur, was für prächtiges Wetter geworden ist, während ich fürchtete, die rücksichtslosen Musikanten dort oben würden es auf Wochen hinaus verderben."

In der That hatte sich der Himmel, der bei ihrer Abfahrt vom Hause Sorauer den ersten Schnee aus vollen Wolken heruntergeschüttelt, ganz aufgehellt und zeigte jetzt alle seine Sterne. Die Luft war reingeblasen, und ein erfrischender Wind verglaste die Nässe über dem Pflaster und die Pfützen in den Straßengräben.

Daß Runhilt aus guten Gründen heute zu Fuß gegangen wäre, auch wenn es schneite und regnete, brauchte sie ja noch nicht gleich zu bekennen.

Dietrich von Rabenegg hob die Nase schnuppernd nach allen Seiten und erklärte dann mit sachkundigem Ernst, das Wetter sei wirklich herrlich, die Luft nach der Rodian'schen Salonatmosphäre die reine Erquickung und die Nacht wie zum Spazierengehen gemacht. Er bat, das Fräulein geleiten zu dürfen,

und nahm es im Stillen für ein Liebeszeichen, daß Runhilt ihm die unverhoffte Möglichkeit gewährte, noch eine halbe Stunde mit ihr und diese ohne Zeugen zu verplaudern. Die alte Dörte zählte doch nicht mit.

Diese humpelte halb im Schlaf hinter den beiden drein, die um so wacher waren. Die Beiden gingen nicht zu rasch. Das war der Dörte recht, denn sie hatte ungefüge Beine. Manchmal, wenn sie aus ihrem Halbschlummer wider Willen aufwachte, dann fragte sie sich: Ob er es wohl ehrlich meint, der da vorne. Denn er meinte was, das war sicher; mir nichts, dir nichts läuft einer bei nachtschlafender Zeit nicht eine halbe Meile weit und wieder zurück. Das war der alten Dörte nicht recht.

Nein! denn wenn er es nicht ehrlich meinte, dann gab es Kummer. Und meinte er es ehrlich, dann gab es endlosen Verdruß. Sackte sich einer kein geringes Bündel auf mit der hochwohlgeborenen Familie. Na, da dank' ich! Und doch: hol' ihn der Teufel, wenn er es nicht ehrlich meint ...

So oder so, die alte Dörte hatte Dietrich von Rabenegg gegen sich. Sie hatte sein Gesicht noch nicht gesehen, sie wußte nicht, war er alt oder jung, blond oder braun; aber daß er ihr zuwider war, das wußte sie und versprach sich demnach zu verhalten. Dann duselte sie wieder mehr oder weniger

ein und wackelte, mechanisch ein Bein vors andere schiebend, den weiten Weg den Beiden nach.

Die zwei kümmerten sich wenig, was ein anderes Menschenkind jetzt über sie dachte; daß die alte Dörte hinter ihnen sich auch was denken könnte, fiel ihnen schon gar nicht ein. Im Anfang hatte sich Runhilt noch ein- und anderesmal umgewandt und aus den Spitzen, die ihr Angesicht bis an die Nase umflatterten, herausgerufen: „Kommst Du denn auch gut mit, Dörtchen?“ Aber bald waren beide so sehr mit einander beschäftigt, daß keiner mehr die Augen anderswohin als auf den Begleiter, höchstens noch ab und zu auf den Weg vor ihren Füßen wandte. Die mißvergnügte Köchin hinter ihnen hätte kopfüber in den Landwehrkanal springen mögen, sie wären es schwerlich gewahr geworden.

Die dunklen Wasser zu ihrer Linken flossen leise murmelnd an ihnen vorbei, zuweilen blinkte von den für den Winter verankerten Kähnen aus einem Kajütenfenster ein Nachtlicht herauf, während alle vierzig oder fünfzig Schritt das rothgelbe Flämmchen einer Gaslaterne durch die kahlen Zweige der Uferbäume ihren Pfad beleuchtete. Der Weg von der Königin- in die Kaiserin-Augustastraße immer den Wasserlauf entlang, immer unter entlaubten Kastanien, neben den Gaslaternen, er schwand unter ihren gleich aus-

schreitenden Füßen dahin, ohne daß sie es merkten. Sie bogen in den Thiergarten ein.

Die Hofjägerallee lag so behaglich still mit ihren großen entblätterten Bäumen, als lade sie Liebende zu vertraulichem Geplauder. Ein eigenthümlicher herber Duft von verwelktem Laub, den ab und zu ein schneegekühlter Lufthauch durchströmte, herrschte hier im Walde. Die beiden gingen langsam dem Licht entgegen, das sich von den Gaskronen des großen Sterns ergoß. Noch eine kurze Strecke unter kahlen Riesenästen, am Park des Schlosses Bellevue entlang. Da waren sie wirklich schon in der Altonaerstraße. Man sollte nicht glauben, wie sich weite Wege in guter Gesellschaft verkürzen. Fünf Minuten später standen sie vor dem Eckhaus nächst der Spree.

Ueber den Fluß herüber blies der Westwind merklicher als im geschützten Thiergarten, aber die Beiden störte das wenig. Sie verweilten zwischen den kleinen Vorgärten und plauderten eifriger denn je.

Dörte stolperte die sechs Stufen hinauf, die hinter dem Vorgarten zur Hausthüre führten, stieß mit einem dumpfen Gebrumm von versäumter Zeit und versäumtem Schlaf den Schlüssel ins Thorschloß und drehte ihn mit einer Energie darin um, als gält' es alle Einwohner aufzuschrecken und als Zeugen solcher Zeitvergeudung herbeizurufen. Sie blieb dann ungeduldig zwischen Thür und Angel stehen und

wartete, daß die zwei dort unten ihres Gesprächs endlich müde werden sollten; aber Runhilt und Dietrich hatten sich noch so viel zu sagen, so viel, daß sie doch nicht fertig würden, und schwatzten sie, bis die Hähne krähten.

„Werd' ich Sie vielleicht irgendwo in Gesellschaft wiedersehen diesen Winter? Wir haben doch gewiß noch mehr gemeinsame Bekannte, Baronesse?"

„Mag sein, mein lieber Herr von Rabenegg; aber ich werde keine Gesellschaften mehr besuchen."

„Keine mehr?! Wirklich?!" Der Ausspruch ging dem Mann und vollends nach der heutigen Begegnung und ihren schöneren beiden Fortsetzungen schon gar nicht in den Kopf. „Warum denn nicht?"

„Ich habe meine guten Gründe. Vielleicht erzähl' ich sie Ihnen ein andermal. Vielleicht auch nicht. Aber wie dem sei, ich habe mich fest entschlossen, diesen Winter weder Bälle noch Diners noch sonst etwas mitzumachen. Ich habe heute mit vollem Bewußtsein, ich sage Ihnen, ganz programmgemäß von den geselligen Freuden dieser Saison Abschied genommen."

„Das sagen Sie so fröhlich und gelassen und heute, nachdem . . ." Er war wirklich so verblüfft, daß er in seinem reichen Sprachschatz das rechte Wort, welches seinem Erstaunen und seinem Kummer zugleich gebührend Ausdruck gäbe, nicht fand.

Runhilt aber entgegnete lachend: „Hätt' ich geahnt, daß ich Sie in Gesellschaft finden und kennen lernen würde, wie es heute geschah, ich hätte die Berliner Gesellschaft vielleicht nicht verschworen. Aber nun ist es einmal geschehen und nicht mehr rückgängig zu machen."

„Das verstehe wer kann," sagte Rabenegg und hielt sie mit einer schmerzlich und immer schmerzlicher aufsteigenden Befürchtung bei der Hand, während sie fast seufzend antwortete:

„Man muß nicht alles verstehen wollen. Viel Wissen macht nicht nur Kopf=, sondern manchmal Herzweh."

„Sind Sie verlobt, Fräulein?" platzte Dietrich heraus.

Sie lachte hellauf. „Nicht mit dem kleinsten Finger!" rief sie, und dabei fühlte er, wie sie den Druck seiner Hand herzhaft erwiderte.

Das gab ihm Freude und Muth, daß er artig zu fragen wagte: „Und werd' ich Sie den ganzen langen Winter nicht wiedersehen, mein Fräulein?"

„Warum denn nicht! Besuchen Sie uns doch, Herr von Rabenegg. Wir sind jetzt ja gute Bekannte. Nicht wahr? Und meine Eltern werden sich freuen."

„Werden sie?" fragte Dietrich. Er wußte selbst nicht, warum er an der gemeldeten Freude in diesem Augenblicke zweifelte, allein vor seinem Geiste tauchte

jetzt auf einmal wieder die wunderliche Frau empor, die, einen Mops im Arm, den andern auf dem Schoß, unter seinen Worten einschlief. Er konnte sich gar nicht vorstellen, wie dies verdrießliche, von keinem Gedanken durchfurchte Angesicht mit den erlöschenden Blicken sich über irgend etwas freuen sollte, geschweige denn über den Besuch eines abgedankten Lieutenants mit ästhetischen Prätensionen.

Indessen erwiderte Runhilts klingende Stimme: „Gewiß werden sie und auch ich werde mich freuen. Nach 4 Uhr machen Sie sicher keinen blinden Besuch. Und wenn auch meine Mama, die manchmal ... die manchmal von altem Unwohlsein im Bette gehalten wird, Sie nicht sehen könnte, so werden Papa und ich ...“

„Aber Fräulein!“ knurrte jetzt Dörte, die während der letzten Wechselreden, an den Thorflügel gelehnt, wieder ein wenig geschlummert hatte und dabei eben in die Kniee geknickt war, unsichtbar aus dem schwarzen Hausflur heraus.

„Gute Nacht, Herr von Rabenegg! Gute Nacht!“ rief Runhilt hastig.

Er fühlte noch einen Händedruck, und dann war sie weg. Ganz weg. Er hörte das Thürschloß zudrehen und starrte den Fleck an, wo sie noch eben vor ihm gestanden. Sie war wirklich verschwunden, und er mutterseelenallein. Er begriff ein Weilchen

gar nicht, daß das möglich war und daß sie sich noch einmal — und wenn auch nur für Stunden — von ihm trennen konnte.

Wer ihm heute Morgen gesagt hätte, daß er, noch ehe der Tag zur Neige ging, die Wahl fürs Leben getroffen haben würde!

Ja, fürs Leben! Das war die Frau, die er brauchte. Sie wird ihn anregen, wird ihn fördern, für all' sein Thun und Streben Verständniß, für seine Schwächen Milde, für seine Vorzüge Begeisterung haben. Er fühlt' es, daß gleicher Sinn, wie gleiches Empfinden in ihr loderte, wie in ihm. Er fühlte, daß sie ihn liebte. Er fühlte, daß er sie liebte, daß er nie so geliebt hatte, wie heute, daß das keine flüchtige Schwärmerei oder Laune sei, wie so manche vorhergegangene. Sein ganzes Wesen war Feuer und Flamme.

Was sollte einer Verbindung mit ihr im Wege stehen? fragte er sich im Weitergehen und fand kein Hinderniß. Die Familienbeziehungen waren gewiß auf der einen Seite so tadellos wie auf der andern. Er hatte zwar noch kein Vermögen. Aber er war sicher, sich mit seiner Feder ein glänzendes Einkommen zu verdienen. Es hatte ja so schön begonnen. Warum sollte es nicht weitergehen, sich nicht noch steigern? Ihm hing der Himmel voller Geigen.

Und selbst, wenn das Theater sich nicht als sein

ergiebig Weizenfeld bewähren sollte, hatte ihm nicht vor acht Tagen erst der Menschenkenner Küntzel Scepter und Krone seiner Chefredaction angeboten und die entsprechende Civilliste dazu?

So oder so konnt' es ihm nicht fehlen. Er meinte getrost vor jeden Vater hintreten und sagen zu können: Ihre Tochter wird es gut haben bei mir.

Die Leuburger sollten ja selbst vermöglich sein. Und die nöthigen Verbindungen, einem jungen Mann von Talent und Energie, wenn er erst zu den Ihrigen gehörte, in die Höhe zu helfen, hatten sie gewiß. Alle alten Träume seines Ehrgeizes wachten wieder auf, gehoben und vergoldet durch die Liebe.

Zwar sehr üppig und behaglich hatte es damals, vor einem halben Jahr, in der Wohnung dort oben nicht ausgesehen — dessen erinnerte sich Dietrich im Weiterschreiten — aber ganz nett; ein bischen geschmacklos . . . nun ja, das hat man so bei gewissen Landjunkerfamilien. Man brauchte keinen Banquiersluxus zu treiben und konnte sich doch in seinen vier Pfählen bequem fühlen.

Die Schwiegermutter mit den schlaftrunkenen Augen und den zwei alten Möpsen, die hatte keinen anheimelnden Eindruck hinterlassen. Aber, mein Gott, wie viel Männer auf Erden waren denn mit ihrer Schwiegermutter zufrieden! Niemandes Schicksal ist vollkommen. Und er wollte ja nicht seine Schwieger-

mutter heirathen, sondern deren entzückendes Kind, Runhilt.

Die aber wollte er heirathen, das brauchte er sich auf dem langen Wege nach Hause nicht noch einmal zu überlegen. Das stand fest in seinem Sinn. Wenn sie wollte, er war dazu bereit.

Wollte sie? ...

Runhilt stand in ihrem Stübchen und legte langsam und bedächtig ihren Staat ab. Sie dachte immerfort an ihn und ob er es ehrlich meinte. Ja, der meint es ehrlich ... Aber wenn er erfahren wird, daß Du ein ganz armes Ding bist, daß Du nichts, rein gar nichts hast ... nicht einmal die Fähnchen, in denen Du ihm heut gefielst?

Denn daß sie ihm gefallen hat, daß sie einen tiefen leidenschaftlichen Eindruck auf ihn gemacht hat, das weiß sie. Darüber täuscht sich kein Weib. Und er wollte sie auch darüber nicht täuschen. Und sie wollte ihm gefallen. Und wenn sie wollte, ging es auch. Aber die verwünschten häuslichen Verhältnisse.

Es war ja gekommen, wie sie's vorausgesehen hatte. Die sechstausend Mark, welche Eginhart auf dem Altar der Kindesliebe geopfert hatte, sie waren dem Vater zwischen den Fingern geschmolzen, wie eine Handvoll Schnee an der Sonne. Die Gabe hatte ja geholfen. Für einen Augenblick. Auf die Dauer war ihren Eltern nicht zu helfen, mit so ge-

ringen Mitteln nicht. Und jetzt staken sie wieder drin, tiefer als vor einem halben Jahr, peinlicher in Verlegenheit, ärmer an Hilfsmitteln, aussichtslos, wenn Runhilt sich nicht die Finger wund schrieb und dazu noch Glück hatte beim Vertrieb ihrer Arbeiten.

Bis jetzt hatte sie nur insofern Glück gehabt, daß die Arbeit, die sie unter ihrem Namen in die Welt geschickt, nicht erfolglos übersehen wurde, ihr sogar schmeichelhafte Anerkennung einbrachte. Aber von jenem Glück, das man in Mark und Pfennigen ausdrücken kann, hatte sie noch nicht viel erfahren. Sie glaubte nun nach redlichem Bemühen schon etwas von der Kunst zu verstehen und auch vom Handwerk der Schriftstellerei, allein vom Geschäft verstand sie nichts. Sie war leichtgläubig, zutraulich und arglos wie ein Kind, kannte weder Wege noch Stege und war zudem nicht in einer erwerbenden Familie geboren worden. Sie hatte von kleinauf nur Geld ausgeben sehen; wie Geld verdient wurde, das hatte sie noch nie gesehen. Und hätt' es doch so gerne gelernt, weil es dringend nothwendig war.

Mein Gott, als Anfängerin durfte sie ja noch keine großen Honorare beanspruchen. Aber, was sie in der That auf den Tisch gezählt erhielt, war doch kaum der Rede werth. Ein Nadelgeld allenfalls für ein Fräulein, das einige Toilettengegenstände sich

vergönnen will, wofür die Eltern nichts ausgeben mögen; aber um eine Familie zu erhalten, um eine Familie von Schulden zu befreien, wie fing man es an, so viel zu verdienen?

Sie hörte wohl von herrlichen Summen erzählen, die dieser und jener sich verdient haben sollte. Dem hatte die Feder ein Landhaus, jenem gar ein dreistöckig Zinshaus im schönsten Theile der Stadt erschrieben, andere lebten flott darauf los und hielten offenes Haus, in dem es hoch herging, und hatten doch nichts als Feder und Tinte, womit sie Gold zu machen verstanden. Wie sie's nur anfingen?

Dietrich von Rabenegg würde es wohl wissen. Der sollte sie's lehren. Man sagte ja auch von ihm, daß er mit seiner Komödie ein glänzendes Einkommen erzielte. Um so besser!

Nach dem Erfolg ihrer ersten Erzählung — es war freilich nur ein rein litterarischer Erfolg in den gewissen kleinen Kreisen der Reichshauptstadt, die sich noch für derlei unwägbare Leistungen einige Theilnahme erhalten hatten — aber dennoch waren schon Agenten in leibhaftiger Person auf ihre Stube gekommen und hatten sich als Vermittler für fernere Werke angeboten. Und goldene Berge hatten sie versprochen, vorausgesetzt, daß die zweite Arbeit nicht geringer ausfallen werde als die erste, daß sie die Fehler der ersten bei der zweiten vermeiden und mit

dieser so recht den Geschmack des Publicums treffen werde.

Was aber war denn der Geschmack des Publicums?

Der eine sagte so, der andere anders, den dritten verstand man nicht, was er dem Publicum einzunehmen verschrieb, und der vierte war selber nicht daraus klug geworden. Auch von den beiden Agenten sagte jeder etwas ganz Verschiedenes. Die waren nur in einem Punkt ganz einer Meinung, daß wer verdienen wolle, verdienen lassen müsse, viel verdienen lassen, und daß ohne Agenten, ohne den richtigen kaufmännischen Vermittler, der eben nur Kaufmann und durchaus kein homo litteratus sei, kein Schriftsteller auf einen grünen Zweig komme.

Sie glaubte das nicht. Sie wollte Dietrich von Rabenegg darum fragen. Und der wußte auch gewiß, was der Geschmack des Publicums sei. Der Erfolg seines Stückes hatte es ja bewiesen. Er werde es ihr schon sagen.

Bis sie zu dieser Wissenschaft gedieh, hieß es eben in Gottes Namen die pseudonymen Artikelchen für Frauenzeitungen und Modeblätter weiter verbrechen. Sie wurden elend bezahlt, aber sie gaben doch Brod; es war kein Ruhm dabei zu gewinnen, aber man schrieb sich die Feder glatt, und sie konnte sich an den Zeilen abzählen, wie viel mal zehn Pfennige sie

nach Monatsschluß von der Redaction erhalten werde. Manchmal kam die Redaction freilich zu einem anderen Zählergebniß, dann entstand ein kleiner Zank. Schließlich vertrug man sich in Güte. Die arme Runhilt mußte sich ja vertragen, wollte sie die spärlich, aber sicher fließende Quelle nicht verschütten. Mit einem einzeln stehenden Frauenzimmer, das nicht einmal von ihrer obscuren Federthätigkeit etwas verlauten lassen will, das Discretion verlangt und vom Geschäft nichts versteht, mit solch armem Mädchen macht man nicht immer Umstände.

Aber das sollte nun anders werden. Ganz anders. Sie hatte sich ja nun einen Namen erworben als Schriftstellerin; sie glaubte es wenigstens; und Dietrich von Rabenegg, der vielgewandte, vielerfahrene, ... vielgeliebte, wird ihr beistehen und helfen, daß es anders werde.

„Ja es muß anders werden! ganz anders!"

Sie sagt das laut vor sich hin, wie sie im weißen Unterröckchen, auf nackten Füßen vor dem Bett steht und ihren abgelegten Gesellschaftsstaat betrachtet: das Kleid und die Spitzen. Sie hat die schwarze Seide weit ausgebreitet übers weiße Laken und nimmt dankbar Abschied von der abgetragenen Herrlichkeit. Das ist das Kleid, welches sie sich um die paar Hundertmarkscheine machen ließ, die sie von ihrer Mitgift übrig behielt, als sie diese dem Vater opferte.

Sie verlebte so fröhliche Stunden darin. Sie fand in ihm schließlich den Mann, dem sie gefallen wollte. Sie gefiel ihm. Hab Dank dafür, du braves Fähnchen alter Mode. Morgen wird die Händlerin kommen, die Runhilt bestellt hat, und wird ihr alles, was sie an Kleidern und Wäsche entbehren kann, abkaufen. Für ein Spottgeld freilich. Aber auch das ist Geld, und sie brauchen Geld, und es ist nirgend anderswo zu beschaffen.

Mag es denn sein. Sie wird sich nicht um Kleider grämen. Sie hat ihm ja bereits gefallen, so gefallen, daß er sie zum Weibe will, und dann gibt es wohl noch irgendwo ein Hochzeitskleid für sie — oder er mag sie nicht, dann braucht sie auch keine seidene Robe mehr und will sich auf das Altjungferwerden einrichten, nicht rechts, nicht links mehr sehen, graue Taffetärmel über ihr Wollenkleid streifen und ein feist altbacken Schreibweib werden, das für nichts anderes mehr Sinn hat als für Feder und Tinte und hohes Honorar.

Sie lacht und lachend rafft sie den einst so kostbaren Putz zusammen und legt ihn säuberlich in seinen Carton, wie ihn die Handelsfrau morgen wegtragen wird, löscht das Licht und macht Nacht.

Das Lächeln aber bleibt auf ihren schönen Lippen. Sie ist mitten im Elend so voll Zuversicht und Hoffnung. Kein Mensch könnte sagen warum, er hätte

denn die eine Antwort: weil sie liebt. Drüben in der Wohnung liegt der Vater in seinem Zimmer, darin nichts mehr zu finden ist, als ein Bett und ein Tischchen und ein Stuhl. Alles andere hat der Executor mitgenommen oder es ist an den Trödler verkauft worden. Bei der Mutter sieht es nicht viel wohnlicher aus. Nur Runhilt ließen sie das Wenige, was in ihrem Stübchen stand, denn es war auf ihren Namen geschrieben und ihr Handwerkszeug als Schriftstellerin.

Der Vater grollt mit seinem Schicksal, daß einem Angst werden möchte. Die Mutter tröstet sich mit der betäubenden Morphiumspritze. Der Bruder darbt und quält sich mit der Lieutenantsgage durchzulungern und zu hungern. Es ist alles rundum grau und gräulich, und dennoch lacht das tapfere Mädel mit rührender Zuversicht dem Hoffnungsstrahl zu, den ihr die Liebe aufleuchten läßt in stockfinsterer Nacht.

Lächelnd schläft Runhilt ein und lachend erwacht sie. Als die Handelsfrau kommt, hat sie noch ihren guten Humor. Da sie mit leichter Hand Geld auszugeben gewohnt war in früheren Tagen, weiß sie auch den Werth der alten Sachen nicht zu schätzen und meint Kleid und Spitzen und anderen Kram ganz gut verkauft zu haben. Die Händlerin wird an den alten Spitzen das Dreifache von dem herausschlagen, was sie Runhilt für den ganzen Packen auf

die Hand zählt. Diese aber blinkt baar Geld fröhlich an. Für ein paar Wochen ist doch wieder der Tisch gedeckt, und Bäcker und Fleischer können Abschlagszahlung erhalten. Sie athmet auf und denkt, daß sie nun ein fröhliches Gesicht haben wird, wenn Dietrich am Nachmittag zu seinem ersten Besuch antreten will.

Aber ihr Gesicht wird immer länger, der Nachmittag und der Abend vergehen — und der böse Dietrich ist nicht gekommen.

Heut stieg Runhilt nicht so fröhlich zu Bett, wie gestern, aber das Traurigsein und alle Hoffnung sinken lassen ist nicht in ihrer Natur. Sie denkt nicht: es ist ihm leid geworden, und es war nur so eine vorübergehende Laune des verwöhnten Herrn, dir auf Mord und Todtschlag den Hof zu machen; heute macht er ihn ebenso einer andern, die dir nicht die Schuhe auszuziehen werth ist. Es fällt ihr gar nicht ein, derlei zu denken. Morgen ist auch noch ein Tag! Das ist alles, was Runhilt denkt.

Der Morgen bricht strahlend an. Es ist, als ob das alternde Jahr sich noch einen vergessenen Frühlingstag gönnte im November, so herrlich glänzt die Sonne, und kein Wölkchen steht am blaßblauen Himmel. Im Haus ist wieder baar Geld. Darüber glätten sich auch die Runzeln auf den alten Stirnen. Zwar Runhilt hält es fest und gibt nur heraus für

den Tag, was die Wirthschaft braucht. Aber der Schlächter wird heute nicht wieder den rohen Jungen mit dreister Mahnung schicken, und der Bäcker nicht drohen, kein Weißbrod mehr zum Frühstück zu senden — davor ist man heut' sicher, und das ist schon etwas. Auch haben Vater und Mutter Gold in die Hand bekommen. Frau von Leuburg hat das ihrige bereits am Mittag in ganz überflüssigen Kinkerlitzchen verplempert. Allein sie hatte doch ihre Freude daran. Sie geht so gern in Läden und läßt sich dies und das vorlegen und wühlt in dem Zeug herum, wie eine Gutsfrau, die sich und ihre Familie und Dienerschaft für den Winter versorgen will. Sie hat ihr Geld für dies Vergnügen ausgegeben und fühlt sich wieder einmal ganz oben auf, ganz große Dame, Generalstochter und Baronin. Auch den beiden Möpsen hat sie was Gutes mitgebracht. Freilich sind nun ihre Taschen leer. Aber daran denkt sie nicht. Der Vater ist anders. Der wird den Extrapfennig erst am Abend los, aber er raucht heut am Tage doch schon bessere Cigarren.

Die hohe Stimme der Frau von Leuburg schallt gebieterisch durch das Haus. Sie gibt an, sie befiehlt, sie zürnt, wenn nicht geschieht, was sie anordnet, und zankt darob mit Gesinde, Mann und Tochter. Auch Geld will sie wieder haben für morgen. Runhilt schüttelt sanft das Haupt, umarmt

sie, küßt sie ab und sagt dem großen Kinde ganz leis ins Ohr: es geht nicht, Mutting. Dann sagt sie, daß es bei ihren Bestimmungen bleibe, und nimmt Mamas ausbrechenden Zorn nicht allzuschwer, denn ein Blick nach der Uhr belehrt das seufzende Mädchen, daß Mama, Gott sei's geklagt, gar bald auf andere Gedanken verfallen werde. Und es währt auch nicht lang, da schreit sie erst befehlerisch, dann kläglich nach Dörte, die sie allein bedienen kann und allein weiß, was ihr fehlt. Aber Dörte kann nicht sogleich abkommen von der Hausarbeit, denn sie ist nun das einzige Dienstmädchen und hat für zwei zu thun, sie, die am liebsten gar nichts thäte.

Runhilt wird unruhig. Sie kann Rabenegg doch nicht allein empfangen, wenn er zur ersten Visite antritt — und sie kann auch dem Papa nicht sagen, daß er daheim bleiben solle, weil sie einen ihm fremden Herrn erwarte. Sie weiß nicht warum, aber sie hat eine seltsame Scheu, vor Papa den Namen Rabenegg auszusprechen. Sie möchte ihr Glück nicht von vornherein verschütten. Sie weiß, daß Papa in sein Töchterchen verliebt ist und ohne Zögern auf jeden, der ihm als Freier oder Kurmacher desselben verdächtig wird, seinen Haß wirft. Er versteht dann so boshaft von den armen Junkern zu sprechen, er sieht ihre kleinen Schwächen so scharf und verzerrt sie im Lichte seiner Abneigung und

macht sich so rücksichtslos über sie lustig, daß Runhilt ihn also nicht von ihrem Rabenegg möchte reden hören. Nein, besser, er geht aus und gibt ihr Zeit, sich unheilbar in diesen bösen Dietrich zu verlieben. Hinterher kann seine Kritik ihn in ihrem Herzen nicht mehr verletzen, und einmal muß der Vater sein Töchterchen doch einem andern Mann lassen. Zu früh ist es, weiß Gott! nicht mehr.

Er geht, nun gut ... und doch! ... Die Mutter schläft ihre künstliche Betäubung aus ... Es ist so still im Haus. In dieser Stille schlägt es drei, schlägt es halb vier. Runhilts freudige Erwartung verkehrt sich in Angst. Sie weiß bestimmt, heute wird er kommen. Aber warum fürchtet sie sich davor, was sie so innig ersehnt? Da schlägt es vier Uhr, und noch in den verhallenden Stundenschlag hinein hört sie auch schon die Thürschelle klingeln. Das ist er!

Sie stürmt mit feuerrothen Wangen zur Mutter hinein. Diese sitzt aufrecht vor ihrem Bett und stippt ihren Kaffee aus. Sie ist nach dem Schlaf merkwürdig munter und fragt ihre Tochter recht laut, warum sie ihr so jäh in die Stube falle.

„Mama, kannst Du Besuch empfangen?"

Mama schaut in den Spiegel, findet sich heute comme il faut aussehend und antwortet: „Warum denn nicht?"

„Dann sei nett mit dem Besucher. Es ist ein Herr, der schon einmal da war. Ein angesehener Schriftsteller, der mich sehr fördern könnte und sich für meine Schreiberei interessirt."

„Nur für Deine Schreiberei?" fragt die Baronin schelmisch.

„Ich hoffe nicht," antwortet Runhilt zutraulich.

Und die alte Frau schreit auf: „Aber was fällt Dir denn ein?"

„Beruhige Dich, Mutting, es ist nichts Gefährliches, aber sei nur recht freundlich, weißt Du, so liebenswürdig, wie Du sein kannst, wenn Du willst, und hör' ein Weilchen aufmerksam zu. Geistreiche Leute lieben andächtige Zuhörer."

„Na, na," sagt Mama und erhebt sich, halb schelmisch, halb mißtrauisch lächelnd. „Ist er von Familie?" fragt sie noch, da sie der Thüre zugeht.

Aber im nämlichen Augenblick tritt Dörte mit Rabeneggs Karte ein, die jeden Zweifel über seine Herkunft beruhigt, während Runhilt die Hand auf das pochende Herz preßt und der Mutter den andern Arm bietet.

So gehen sie ins kleine Zimmer hinüber, in dem immerhin noch das Sopha steht, wenn auch der Trümeauspiegel zwischen den Fenstern und die beiden Eckschränkchen verschwunden sind.

Sieht ein bischen kahl aus, denkt Rabenegg,

während er den Damen gemeldet wird. Aber seine Augen entbehren heut um so leichter allen Schmuck und Hausrath, als sie nur nach dem einen Anblick verlangen, der ihm in der nächsten Minute werden soll.

Da sitzen sie alle drei beisammen und sind bestrebt, guten Eindruck auf einander zu machen. Die Baronin versichert sogar, sich seines ersten Besuchs ganz genau zu erinnern, obwohl sie nicht die leiseste Ahnung davon hat, dies Gesicht jemals im Leben gesehen zu haben.

Zunächst werden nun Familienbeziehungen und gemeinsame Bekannte durchgeredet. Es müßte ja unglaublich zugehen, wenn nicht beide Theile irgendwo im Leben einen guten Freund des andern kennen gelernt hätten. Da die Beispiele vom Gegentheil in Fülle vorhanden, und die Welt klein genug ist, um bei einigem Herumrollen an Menschen gestoßen zu werden, die irgend einmal auch mit dem anderen in Berührung gekommen sind, so unterhält sich Frau von Leuburg mit Herrn von Rabenegg ein Weilchen ganz vortrefflich.

Beinahe hätten sie herausgebracht, daß sie gewissermaßen, wenn auch entfernt, mit einander verwandt seien.

Daß Rabenegg sich aber auch nach den Möpsen erkundigt, ist wirklich nett von ihm. Er ahnt, daß er sich damit einschmeicheln kann, und verbreitet sich

mit bewußter Ausführlichkeit über alle Tugenden und Vorzüge der Hunde im allgemeinen und der Mopsrasse im besonderen. Er spricht wie ein kundiger Sportsmann, und Mama Leuburg hört ihm mit einem gewissen Vergnügen zu.

Indessen hat das viele Reden von Hunden ihr die Sehnsucht nach dem persönlichen Erscheinen ihrer vierfüßigen Lieblinge nahegerückt, sie bittet ihre Tochter, die dicken Kerle eintreten zu lassen. Der eine kratzt schon eine Weile recht vernehmlich an der Thür. Rabenegg freut sich laut über das angekündigte Wiedersehen. Runhilt, der alles daran liegt, Mamachen bei guter Laune zu erhalten, wagt nicht zu widersprechen. Wie der eine Mops nun wieder der Baronin auf dem Schooße sitzt, der andere sich seitwärts in ihre Falten eindrängelt — Dietrich kennt das Bild und hört die drei bereits im Geiste schnarchen — da erlahmt über dem alten Interesse an den Vierfüßlern das Gespräch mit dem unbekannten Menschen.

Ueberdies fangen die jungen Leute nun auch noch an, von Litteratur zu schwatzen. Was ist ihr die Litteratur! Eine Grille, ein Zeitvertreib ihrer Tochter, vielleicht sogar ein Erwerbszweig, auf den sich ein Fräulein aus guter Familie verlegen darf, ohne desavouirt werden zu müssen. Sie nimmt nur noch Gelegenheit zu versichern, daß sie für die neue Richtung durchaus keinen Sinn habe und lediglich für

das Ideale schwärme. Ja, das Ideale im Leben, in Dichtung und Kunst, das sei das einzig richtige. Was sie unter dem Idealen versteht, kommt auch bald heraus: es ist die rührende Frömmigkeit, der Glaube an Gott, die kirchliche Richtung, das positive Christenthum, verbrämt mit den Flittern der Poesie, umwallt vom Weihrauch gottergebener Begeisterung, ein in rosenfarbenen Nebeln geborgenes Abwenden von der garstigen Welt, auf der man so viel Schulden machen muß und diese nachher bezahlen soll.

Das Werkchen ihrer Tochter hat sie gelesen. Es soll Effect gemacht haben. Sie findet es sinnig und besonders gut geschrieben. Doch auch ein wenig bedenklich. Von Rabenegg kennt sie keine Zeile, versichert aber sehr viel Schönes von ihm gehört zu haben. Er sei wirklich einer von den wenigen, die . . .

Wie ihr nun nichts mehr einfällt, und die jungen Leute, die bislang kaum mit einander geredet haben, mit einem gewissen Eifer sich in einen rein litterarischen Zank vertiefen, fängt Frau von Leuburg wieder an den Hunden das Fell zu krauen und den Beestern verhimmelnde Kosenamen zu geben.

Sie gähnt. Die Augendeckel klappen schwerfällig auf und zu. Nach kurzem Kampfe steht sie auf und sagt: „Kinder, ihr werdet mir zu gelehrt. Ich bitte um Entschuldigung, aber mein Stündlein schlägt, ich muß Siesta machen.“

Sie behält den dicksten der Möpse auf dem Arm, worüber der minder bevorzugte in ein leidenschaftliches Kläffen ausbricht, daß man die Worte Rabeneggs kaum verstehen kann, der sich entschuldigt, den ersten Besuch zu lang ausgedehnt zu haben; aber er hätte sich so köstlich unterhalten, daß er gar nicht gemerkt, wie viel Zeit über den anregenden Gesprächen verflossen sei.

Was, er will schon fort und er hat mir noch nicht ein einzig mal mit klaren Worten gesagt, wie lieb er mich habe? denkt Runhilt, und während die drei in wiederholten Complimenten der Thüre näher rücken, sinnt sie auf ein Mittel, ihn artiger Weise noch verweilen zu machen.

Ueber die Mutter ist unterdessen die wachsende Ungeduld der Morphiumsüchtigen gekommen. Kaum auf der Schwelle, klingelt, ruft sie lauter und lauter nach Dörte und sagt dazwischen dem sich Empfehlenden die gewöhnlichen Artigkeiten.

Dörte erscheint, unwillig und mißtrauisch wie immer, und wird sofort von ihrer Gebieterin in Beschlag genommen. Diese stützt sich auf die Dienerin mit der freien Hand, nachdem sie diese noch einmal hastig dem Besuch gereicht hat, und ruft: „Ade, auf Wiedersehen! . . . Runhilt, Du wirst Herrn von Rabenegg sagen, wann er uns am besten daheim trifft . . . Dörte, komm rasch!“

Die Köchin geht brummend mit der Baronin ab. Solche Eile hat es doch nicht, daß sie nicht hinter dem fremden Mann die Wohnungsthür in Schloß und Kette legen dürfte. Was braucht der Herr ihrer Baronesse Runhilt Augen zu machen und mit ihr noch allein weiter zu schwatzen, Gott weiß, wie lang, Gott weiß, wovon! Was braucht man das arme Kind um eine Enttäuschung zu bereichern! Heirathen wird sie der schnurrbärtige Windbeutel ja doch nicht . . .

„Dörte, so komm doch!" drängt die Baronin ganz leise, und zerrt sie an der Rockfalte über die Schwelle ihrer Kammer.

Langsam gehen die beiden jungen Leute zur Wohnungsthür. Es ist gar nicht in Ordnung, den Besuch so weit zu geleiten. Allein er ist zum ersten Mal da, er findet allein nicht gleich hinaus, und ihr interessantes Gespräch ist ja noch gar nicht zu einem praktischen Vorschlag gediehen. Aber sie ist ein Fräulein und darf ihn nicht zurückhalten. Fällt ihm denn gar nichts ein, was den Abgang schicklich verzögert?

Dietrich möchte noch Stunden lang in die veilchenblauen Augen sehen und diese süße Stimme hören. Wie fängt er es nur an, noch länger mit ihr zu plaudern?

Endlich schon die Hand auf der Klinke, sagt er:

„Ich hätte so gern etwas von Ihren neuesten Sachen gehört oder gesehen. Sie sprachen doch von einer Federskizze, die in jüngster Zeit entstanden ist ...“

„Wenn ich nur wüßte, ob sie was taugte,“ sagt sie, „ich möchte mich nicht blamiren.“

„Vertrauen Sie sie doch mir an, Fräulein. Seien Sie überzeugt, ich sage Ihnen die reine Wahrheit. Vielleicht paßt die kleine Arbeit für unser Feuilleton. Es würde mich riesig freuen.“

„Wollen Sie sie gleich mitnehmen?“ fragt Runhilt, und ihre großen Augen strahlen voll Freude.

„Mit dem größten Vergnügen, wenn ich darf,“ versichert Dietrich.

„Ich bringe Ihnen sofort das kleine Manuscript ... oder“ — sagt sie und stockt und weiß nicht weiter.

Er aber weiß weiter und nimmt den allersanftesten, allerzutraulichsten Ton an: „Darf ich nicht mitgehen, Fräulein von Leuburg? ... Liebste beste Freundin ... Ich darf Sie doch meine Freundin nennen?“

Sie nickt und erröthet, aber ihre Augen bleiben an den braun gestrichenen Dielen des Vorzimmers haften.

„Süße Freundin, auf die Gefahr hin, daß Sie mich sofort und auf Nimmerwiedersehen zum Hause hinausjagen, ich muß Ihnen gestehen, daß ich noch

gar nicht fort mag. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich für mein Leben gern noch ein Halbstündchen mit Ihnen plauderte ... Ich ginge jetzt von Ihnen weg, wie ein Verbannter, wie ein Verurtheilter. Ich wüßte nicht wohin ... Fräulein Runhilt!" fuhr er leiser, aber inniger fort — er hatte eine ihrer hübschen molligen Hände zwischen seine beiden Reitertatzen bekommen und führte sie im Weitersprechen ein übers andere Mal zum Munde — „schicken Sie mich noch nicht fort. Sechs volle Monat hab' ich gedarbt, habe ich mich nach Ihnen gesehnt ..."

„Sie auch?!" platzte es unwillkürlich aus dem guten Mädchen heraus, das jetzt die Augen mit glückseligem Erstaunen zu ihm aufschlug. Nun aber auch er bei diesem kurzen und doch so klaren Geständniß vor Freude strahlte, merkte sie erst, was sie ihm verrathen hatte, und senkte das purpurübergossene Gesicht wieder zur Erde.

Dann streckte sie langsam die Hand nach der Thürklinke, als wollte sie den Ausgang öffnen. Sie konnte die Bewegung nicht vollenden, ohne selber über sie zu lächeln, ohne nochmals vom Boden aufzusehen.

„Ihr Manuscript, Baronesse!" mahnte Rabenegg dringend und hatte dabei auch die andere, die nach der Klinke ausgestreckte Hand gefaßt.

„Aber Mama!" hauchte Runhilt.

„Sie macht ihr Nachmittagsschläfchen," sagte der Bittende.

Runhilt seufzte tief auf bei diesen Worten. Rabenegg wußte nicht warum, auch nicht, warum sie jetzt ihre Hände so heftig aus den seinen riß.

„Adieu," sagte sie hastig, wandte sich von ihm ab und ging in raschen Schritten das Vorzimmer entlang nach der Wohnung zurück ohne umzusehen, denn sie fühlte, wie ihr die bittersten Thränen aus den Augen stürzten.

Rabenegg besann sich nur eine Secunde. Jetzt gilt es, sagte er sich. Werde was wolle, so darfst du dich nicht von ihr verabschieden lassen!

Und in raschen Sätzen war er auf den Zehen hinter ihr drein. Sie ging geschwinder und geschwinder, als flöhe sie vor ihm. Er dicht an den Falten ihres Kleides hinter ihr ... durch das Vorzimmer ... durch die Küche. Da stand sie auf der Schwelle ihres Stübchens und wandte ihm ein thränenfeuchtes Gesicht zu.

Ein fragender Blick ging aus ihren schönen nassen Augen, ein Blick so voll Liebe, voll Tugend, voll Vertrauen, daß er ein Thor oder ein hartgesottener Bösewicht hätte sein müssen, um ihn nicht zu verstehen.

Er streckte seine beiden Hände vor ihr aus, aber nicht mit der Gebärde des Umfangenwollens, sondern

wie einer, der sie zum Binden darreicht. „Sie haben in allen Lebenslagen über mich zu gebieten,“ sprach er ernsthaft und feierlich.

Auch sie begriff rasch, was diese Worte in diesem Augenblick versprachen, und stieß die Thür auf: „Treten Sie ein, Herr College.“

Kaum daß die Thür wieder ins Schloß klappte und Runhilt nach einem Tüchlein griff, ihre Augen zu trocknen, sagte Dietrich: „Warum weinen Sie, Fräulein? Mir war nur eben so glückselig zu Muth. Jetzt aber ... Ich bitte Sie, reden Sie, was haben Sie?“

„Nichts, was Sie zu kümmern brauchte. Es flog mich nur so an ... anderswoher, als Sie denken, Rabenegg. Es braucht Sie nicht zu verstimmen.“

„Mich soll Ihr Kummer nicht verstimmen? Ich soll an traurigen Gedanken, die Ihnen in der seligsten Stunde meines Lebens einen Strom von Thränen erpressen, keinen Antheil haben? So wenig, so ein Nichts bin ich Ihnen? Runhilt, haben Sie denn keine blasse Ahnung davon, was Sie mir sind?“

„Seit vorgestern?“ versetzte das Mädchen, und ein bitteres Lächeln verzog die sonst so schöngeschwungenen Lippen.

„Nein, nicht erst seit vorgestern. Seit dem ersten Mal, daß ich Ihren Namen auf einem Bogen Briefpapier las; ich weiß selber nicht, wie's zuging,

aber von dem Tag an waren meine Gedanken wie verhext, von dem Tag an gehörte ich Ihnen, ohne Sie gesehen zu haben.“

„Und seit Sie mich gesehen haben?“ fragte Runhilt, und ihr Auge suchte von der Seite schüchtern aufblickend das seine.

Dietrich rang die Hände vor dem Mund, als wäre dieser hilflos zu sagen, was im Herzen vorginge. „Seit ich Sie gesehen habe, hab' ich überhaupt keinen andern Gedanken mehr, als Sie wiedersehen, Sie nimmer verlieren ... Runhilt, soll ich denn das Wort aussprechen, was im Deutschen so ungeschickt klingt, das nichtssagende komödiantische Wort: ‚Ich liebe Sie?‘ Ach, es ist ja zu dumm, es sagt ja nichts, es ist ja eine banale Redensart, oder sie kommt mir doch so vor. Runhilt, ich habe Sie so wahnsinnig lieb, daß ich mir ein Leben ohne Sie nicht denken kann. Sie entbehren müssen und verrückt werden dünkt mich ein und dasselbe ...“

„Rabenegg, spielen Sie nicht mit mir!“ unterbrach das Mädchen herrisch den Mann, dem die Worte glühender Leidenschaft von den Lippen stürzten. „Spielen Sie nicht mit mir. Um mich herum ist so viel Elend, unabsehbares, und ich fürchte fast, unheilbares Elend, daß ich davon gerade genug habe. Ich trag' es, ohne genauer hinzusehen. Gewissermaßen mit der Fröhlichkeit angeborenen Leichtsinns. Ein

neues, ein eigenes Leid da drin in meinem thörichten Herzen könnte ich nicht auch noch tragen. Zum Tändeln bin ich zu alt, zur Narretei zu unglücklich und für eine Laune zu gut. Halten Sie sich das vor Augen. Es ist mein Leben und mein Lebensglück, was ich fest in der Hand habe. Wenn Sie mich darum bitten, bin ich vielleicht im Stande, es wegzuwerfen. Aber wenn ich Alles gebe, will ich auch Alles. Aug' um Auge, ein ganzes Dasein, ein ganzes Herz, den ganzen Menschen ohne Vorbehalt, jeden Gedanken seines Kopfes, jeden Blutstropfen seines Herzens, Alles! Alles! Ich fordere viel. Ja doch. Aber ich kann auch viel geben, mehr als Andere. Es ist vielleicht unerhört, daß ein Mädchen so zu einem Manne spricht, zu einem Manne, mit dem es vor zwei Tagen überhaupt zum ersten Mal gesprochen hat. Es ist unerhört, daß Sie, der Sie bis jetzt nicht einmal zu den vertrauten Freunden des Hauses gehören, mit mir allein in meiner Stube sind. Unerhört ist Alles, wie mein Schicksal. Wohinaus will es mich führen!"

Sie stand stolz und schön vor ihm mit bebenden Lippen und flammenden Augen. Ihm war, als hätt' er nie im Leben etwas Schöneres, etwas Begehrenswertheres gesehen. Er reichte ihr die Hand entgegen und sagte nichts weiter als: „Runhilt, wollen Sie meine Frau werden?"

Sie schrie laut auf und hielt sich die Ohren zu. Dann kehrten ihre Blicke langsam zu ihm zurück, und mit einem Ton, wie er inniger, sanfter, seliger keinen im Leben gehört hatte, fragte sie: „Dietrich, ist das Ihr Ernst?“

„Mein voller heiliger Ernst,“ antwortete er.

Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte noch mehr als vordem. Aber es waren wonnige Thränen und sie entflossen lindernd und labend, während er das schluchzende Haupt mit sachter Hand an seine Brust legte und mit verehrenden Lippen ihr Haar berührte.

Ein leichter Schauer rann über sie. Dietrich wollte sie zärtlicher, stürmischer in seine Arme schließen ... Da blickte sie mit den großen Augen bittend und entwaffnend zu ihm auf.

„Du hast Recht,“ sagte er leise. „Verzeih!“ Er küßte nur wieder ihre Hände, und das breite blanke Schwert der Hochachtung vor seinem künftigen Weibe lag fortan zwischen ihnen beiden und hielt sie getrennt, wo Leib und Seele stürmisch zu einander verlangten.

„Darf ich mit Deiner Mutter reden?“ fragte er.

Sie lächelte bitter: „Das hieße Worte in den Sand schreiben. Sie wüßte morgen kaum mehr, was Du ihr heute gesagt hast.“

„Also mit Deinem Vater?“

„Ja . . . aber nicht sogleich.“

„Warum denn nicht?“

„Je nun, Papa ist auch ein recht wunderlicher Herr, der über den Zukünftigen seiner Tochter so seine eigenen Ideen hat.“

„Was kann er gegen mich einzuwenden haben?“

„Vielleicht nur das eine, daß Du nicht reich genug bist, um seine Schulden zu bezahlen.“

Runhilt athmete auf, als hätte sie sich einen Mühlstein von der Brust abgewälzt. Gott sei Dank, es war ausgesprochen das entsetzliche Wort. Sie ging mit keiner Lüge in das beglückende Verlöbniß. Dietrich wußte nun, woran er mit ihr und den Ihrigen war. Aber schon packte sie auch die Angst: wie wird er es aufnehmen? Wie wird es auf ihn wirken?

Rabenegg stand in der That etwas betroffen. Was er eben gehört, entsprach so gar nicht seinem Programm. Einen Augenblick hatte er etwas Widerwärtiges zu überwinden — nur einen Augenblick.

„Dein Papa hat Schulden?“ fuhr er dann fort. Sie blickte gen Himmel und seufzte.

„Viele?“

„Wie Sand am Meer!“

„Ah! . . .“

„Ich will Dich nicht täuschen,“ fuhr Runhilt fort. „Du sollst keinen Augenblick darüber im Zweifel sein,

daß das Mädchen, welches Du heirathen willst, nichts hat, gar nichts, nicht einmal eine Aussteuer — denn auch die habe ich längst in das Danaidenfaß meiner Familie geworfen — Du sollst wissen, daß wir in den verrücktesten Verhältnissen mühsam so weiterleben, und daß ich Dir nichts mitbringe, nichts, als mich selber, mein zum Zerspringen volles überquellendes Herz und mein ganzes Leben . . . Magst Du es?"

Sie sah ihn durch Thränen lachend an. Er aber, hingerissen von der liebreizenden Erscheinung und dem aufwallenden Sturm des eigenen Gefühls, zog sie sanft in seine Arme, indem er sagte: „Dich mag ich, Dich will ich, nur Dich, was kümmert mich alles andere! Die Deinen beklage ich. Es steht nicht in meiner Macht, ihnen zu helfen. Aber für uns beide, für ein würdiges befriedigendes Dasein wird meiner Arbeit Ertrag ausreichen. Wag' es mit mir, Du Liebe, und vertraue mir Dein Leben an."

„Ich wag' es," antwortete sie und legte zärtlich die Wange an seine Brust. Ihr war jetzt so unsagbar wohl.

Da er das Haupt verlangend herabneigte, fuhr sie aber doch wieder ein wenig zurück. Und er bat:

„Nur einen! nur einen einzigen! . . . Es ist doch unser Verlobungstag."

Sie sah ihm fromm in die Augen, kehrte ihm

die schwellenden Lippen zu und sprach: „Da nimm!“ Und er drückte einen langen Kuß darauf.

„Nun mußt Du gehen,“ sagte Runhilt kleinlaut, sich seinen Armen entwindend, „sie dürfen drüben noch nichts merken, sonst ist es aus.“

Sie stellten sich auseinander. „Ich will Dir das Manuscript geben,“ sagte sie mit der Hand übers Haar fahrend, das sich ein wenig gelockert hatte, und kramte aus den Papieren ihres Schreibtischchens einige engbeschriebene Blätter heraus, während er nach seinem Hut sich umsah.

Sie reichte ihm die Blätter: „Hier hast Du es. Sieh, was Du damit anfangen kannst. Immerhin wird es Dir einen Vorwand geben, bald wiederzukommen.“

„Wann darf ich wiederkommen?“ fragte er dringenden Tons.

Sie antwortete nicht und lächelte nur.

Da fragte er noch dringender: „Morgen?“

Sie bejahte stumm mit dem Kopfe nickend.

Er dankte stumm, indem er ihr die Hand küßte. „Aber wenn die drinnen nichts merken sollen,“ sagte er nach einem Weilchen seligen Betrachtens, „wie soll ich denn herein?“

Runhilt zuckte rathlos die Achseln.

„Laß mich denn doch mit Deinem Vater reden. Frisch gewagt . . .“

„Ist alles verschüttet in diesem Fall," vollendete sie den angefangenen Satz und fuhr fort: „Laß erst mich mit Papa reden. Ich versuch' es heute noch. Und wenn es heute nicht geht, morgen früh. Ich weiß ihn zu nehmen. Dich trumpft er eins zwei drei ab und behandelt Dich als Cavalier in einer Weise, daß Dir nichts übrig bleibt, als die Hacken zusammenzuklappen und Adieu zu sagen. Ich danke für derartige Beschleunigung."

„Und wenn er auch Dir nein sagt?"

„Auf das erste Mal gewiß, aber auf die Dauer nicht. Er hat mich ja lieb ... und er wird auch Dich lieb gewinnen."

„Und wenn nicht?"

„Nun dann in Gottes Namen ohne sie, wenn Du willst. Ich bin ja majorenn und habe auch Pflichten gegen mich selbst. Dies nur zu Deiner Beruhigung gesagt, denn es wird nicht so kommen. Wenn wir beide ernstlich wollen, was kann denn der liebe alte Herr dagegen machen auf die Dauer! Also laß es zunächst mir über. Du sollst dann schon selbst mit ihm reden — vielleicht mehr, als Dir lieb sein wird. Aber jetzt mußt Du wirklich fort."

Er nahm Hut und Klinke in die Hand und schickte sich an, von ihr geleitet, den Weg durch die Küche nach dem Ausgange zu nehmen, wie er vorhin durch

die Wohnung gekommen war. Da hielt sie ihn an der Aermelfalte fest und sagte leise:

„Nicht so. Geh' gleich hier diese Treppe hinab. Es braucht Niemand zu wissen, daß Du so lang bei Runhilt geblieben bist, es braucht Niemand zu ahnen, daß Du Dich mit ihr verlobt hast . . . Verlobt! . . . Ach Gott, und ich schrie' es doch so gern in alle vier Winde hinaus."

Sie öffnete rechts die Thüre, die aus einem kleinen Corridor auf eine zweite Treppe des Hauses mündete. „Diese Treppe führt zu einem anderen Hausthor, nach dem Schleswiger Ufer. Dort hat das Haus die Nummer 31. Merke Dir's!" sagte Runhilt und nickte Ade.

„Und darf ich auf diesem Wege morgen wieder kommen?" fragte Dietrich, als er über die Schwelle trat und die Stufen vor sich sah.

„Du darfst," antwortete Runhilt. „Wenn Du nach fünf kommst, begegnest Du Niemand . . . Der Vater ist um diese Zeit immer fort, die Mutter . . . nun ja, die Mutter schlummert, und Dörte duselt so mit ihr. Ich aber werde Dich erwarten."

„Tausend Dank!" hauchte Dietrich auf ihre Hand und ging vorsichtig auftretend hinab. Die Holzstufen unter ihm knackten und kreischten, als schrieen sie um Rache für so empörende, so beglückende Heimlichkeit und wollten ihn verrathen. Ihm kam es

wenigstens so vor. Runhilt hörte nichts davon. Sachte zog sie die Thür ins Schloß und lief in ihr Kämmerchen zurück, das glühende Gesicht in kaltem Wasser abzukühlen. Ach, es war doch was Schönes um Glück und Liebe! Und sie faltete die Hände, ihrem Gott zu danken, daß das Glück und die Liebe doch noch den Weg gefunden hatte in dies Haus, welches alle guten Geister schon verlassen zu haben schienen.

So wie heute hat sie nie gebetet. So voll wie heute war ihr Herz nie gewesen. Und morgen wird er wieder kommen, der geliebte Mann. Seligkeit und kein Ende schien der Blick in die Zukunft zu versprechen.

Rabenegg war rasch die Treppe hinuntergegangen, ohne Jemand zu begegnen, als einem kleinen barfüßigen Jungen, der wohl dem Hauspförtner gehören mochte und die Gasflammen anzustecken ging.

Droben in Runhilts Stübchen hatte Dietrich gar nicht gemerkt, daß die Dunkelheit angezogen kam. So lang er ihr lichtes Angesicht gesehen, war es um ihn nicht trübe gewesen. Von dem ging alles Licht seines Lebens aus.

Jetzt hatte er Mühe, beim ersten Strahl, der eine halbe Treppe über ihm unter den Händen des Jungen aufflackerte, nach seiner Uhr zu schauen. Er war anderthalb Stunden oben gewesen. Eine halbe

Stunde fast im anderen Zimmer, über eine ganze bei seinem Schatz.

Er hatte einen Schatz, wie er auf die Straße trat, einen herzigen Schatz, eine anverlobte Braut!

Als er von der Straße in das Haus gegangen war, hatte er noch nichts dergleichen. Und er kam sich jetzt ungemein reicher, gehobener, glückseliger vor.

Mit dem Abglanz dieses Bewußtseins auf dem Antlitz trat er in die Nacht hinaus und schritt die Brust geschwellt und den Kopf hochoben seiner Zukunft entgegen.

Zur Rechten der Hausthür am Gitter des Vorgärtchens lehnte ein murmelndes Weib. Haupt und Schultern in einen alten schwarzgrauen Plaid gewickelt, dämmerte es gedankenlos vor sich hin und guckte, wie's eben seine Gewohnheit war, den beiden dicken Möpsen zu, die ihren Abendwandel vollführen und in ihrer asthmatischen Bedrängniß Luft schnappen sollten, so gut es ging.

Der eine der Möpse, dem jeder Schritt im Fett peinlich war, drängte den runden Kopf in Dörtes schlechte Falten, dabei sich die mühsam fauchende Schnauze kratzend. Der andere, annoch beweglichere, sprang kläffend hinter dem fremden Mann her, der so stolz und gehoben das Haus verließ.

Das Möpschen sprang nicht weit, und der Mann achtete seines Kläffens nicht, aber Dörte am Gitter

hob die geballte Faust hinter ihm in die Nacht und ihre Züge verzerrten sich, als wollte sie sagen: Dir stell' ich noch ein Bein, Du Hochmüthiger. Ein altes herbes Gefühl stieg wieder in ihr auf, wie es oft gethan hatte, seit sie in Jettlingen'schen Dienst getreten. Dreiundzwanzig Jahre waren darüber verflossen, daß sie als Eginharts Amme begonnen hatte, an den Schicksalen dieses Hauses ihr bescheiden Theil zu haben, dreiundzwanzig Jahre, daß sie, in ihr Milchkind vergafft, seiner älteren Schwester nur ein herberes Gefühl hatte zuwenden können. Doch es kam heute noch wie am ersten Tage, nicht mehr so deutlich, aber aus Gewohnheit um so sicherer. Eginhart war ihr Verzug, ihr Abgott. Runhilt reichte ihm nicht das Wasser. Sie durfte sich mit dem Liebling nicht messen. Und sollte das nur merken . . . Allein sie war doch seine Schwester. Was wollte das schnurrbartdrehende Herrlein dort bei Eginharts Schwester? und in so langem Gespräch? und zu so später Stunde? Was der wollte, das war klar. Sie wollte er!

Noch einmal hob Dörte die braune abgemagerte Faust hinter dem Fortschreitenden, der nun um die Ecke des Quais biegend in der Altonaer Straße ihrem Blick entschwand.

„Du sollst sie nicht haben!" sagte sie laut, und die Möpse beide kläfften dazu.

Kläffende Hunde sind dem Ausschreitenden keine Schande, und alte Weiber brauen keine Hexenmittel mehr, den Unbefangenen zum Verderben. In der eigenen Brust keimt und vollendet sich unser Schicksal. Dietrichs Brust aber schwellte heute die Lust am Leben und die Zuversicht des Glücks, und Runhilts Busen wogte sanft und selig, mitten im dräuenden Ungemach geschützt, gesegnet durch die Liebe.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Glänzendes Elend

Bd.: 1

(1893)